Paed.pr.
727
-1-

N.B. Von Herrn Thomas Day

Paed. Pr. 727-1

Day

<3664172864O017

<3664172864O017

...aatsbibliothek

Geschichte Sandford's und Merton's für Kinder erzählt.

Aus dem Englischen.

Herausgegeben von

J. H. Campe.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erstes Bändchen.

Leipzig und Wien. 1788.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede
des Verfassers.

Ich hätte eine lange Vorrede zu diesem Buche geschrieben; aber es fiel mir ein, daß vielleicht Niemand das Buch selbst lesen würde; und so entschloß ich mich, es lieber ganz allein in die Welt zu schicken, mit dieser kurzen, aber nothwendigen Nachricht von seiner Entstehung.

Alle, die sich bisher mit der Erziehung sehr junger Kinder abgegeben haben, klagen über den gänzlichen Mangel solcher Bücher in England, die man ihnen sicher

in die Hände geben könnte, so lange sie in den Anfangsgründen des Lesenlernens unterrichtet werden. Auch ich fühlte, gleich andern, diesen Mangel, und war sehr in Verlegenheit, ihm abzuhelfen. Das einzige Mittel, welches mir übrig blieb, war die Auswahl solcher Stellen aus verschiedenen Büchern, die dem Umfange der kindlichen Erfahrung und Einsicht angemessen waren. Die brauchbarsten Bücher für diese Absicht schienen mir Plutarch's Lebensbeschreibungen, und Xenophon's Erziehungsgeschichte des Cyrus, in englischen Uibersetzungen, zu seyn; nebst einigen Stellen aus dem Robinson Crusoe, und einigen wenigen in dem ersten Bande von Hrn. Brook's Fool of Quality. Es ist in der That zu bedauern, daß der so sinnreiche Verfasser dieses Romans seine große Kenntniß des menschlichen Herzens

nicht

nicht auf diesen besondern Endzweck angewandt hat. Alldann würde er ein Werk geliefert haben, das zum Besten seiner Nebenmenschen, wenn gleich nicht zur Verbreitung seines Ruhms, weit mehr beigetragen hätte, als hundert Bände empfindsamer Romane oder neuerer Geschichte.

Wer sich viel mit Kindern abgegeben hat — und nur auf Leser dieser Art beruf ich mich hier — der wird die Mängel jenes Verfahrens, und die Unmöglichkeit, ihnen abzuhelfen, hinlänglich einsehen. Ich glaubte daher, Eltern und Erziehern ein schätzbares Geschenk zu machen, wenn ich eine Auswahl solcher Erzählungen träfe, die das Herz der Kinder interessiren könnten, ohne demselben gefährlich zu werden, und wenn ich diese in einem besondern Bande drucken ließe; ein Gedanke, der seitdem von dem würdigen Dr. Percival zu Manchester sehr zweck-

mäßig ausgeführt ist. *) Mehr Nachdenken aber über diese Sache überzeugt mich, daß sich bei aller Brauchbarkeit solch einer Auswahl, immer noch die Unbequemlichkeit fand, daß die Gegenstände den zarten Verstand eines Kindes durch ihre Menge und Mannichfaltigkeit zu sehr überladen müßten, wenn man sie nicht in der, bei aller frühen Erziehung so äußerst nöthigen, natürlichen Ordnung und Verbindung vortrüge. Ich entschloß mich also, einen Schritt weiter zu thun, und nicht nur alle die Erzählungen zu sammeln, die ich den Fähigkeiten junger Kinder angemessen fand, sondern sie auch in Eine fortlaufende Geschichte zu verflechten: so, daß jede einzelne Erzählung sich aus dem Hauptinhalte

*) Dr. Percival's (auch ins Deutsche übersetzter) Unterricht für seine Kinder, in Erzählungen, Fabeln und Betrachtungen, ist keine bloße Sammlung fremder Stücke, sondern enthält auch viele originale moralische Erzählungen und Versuche.

halte des Buchs ganz natürlich zu entwickeln schiene, und eben dadurch einen desto tiefern Eindruck machen möchte. Um nun diese Geschichte für Kinder desto anziehender zu machen, ließ ich zwei Kinder darin die Hauptpersonen seyn, und suchte sie der Natur gemäß reden und handeln zu lassen.

In Ansehung der Erzählungen selbst erlaubte ich mir die größte Freiheit; veränderte, verkürzte, erweiterte, und gab ihnen durchgehends eine solche Einkleidung, wie sie die besondern Absichten erfoderten, in welchen ich diese Arbeit unternahm. Wer nur einige Belesenheit hat, wird leicht entdecken, woher ich den Stoff entlehnt, wo ich nachgeahmt, wo ich erfunden habe; und den übrigen Lesern liegt desto weniger daran, dieß zu wissen, da die Originalität des Schriftstellers bei einem Werke, wie dieses, gerade der unerheblichste Umstand ist.

Meine Denkungsart über Sitten und Menschen wird Jedem, der sich die Mühe giebt, dieß Buch zu lesen, genugsam einleuchten; und ich brauche sie eben so wenig zu rechtfertigen, als mich umständlicher darüber auszulassen. Sie ist so, wie sie da ist, das Resultat meines Nachdenkens, aller meiner Erfahrung. Ob sie der herrschenden Denkungsart gemäß ist, das wird die Aufnahme dieses Buchs selbst am besten lehren. In Ansehung der Schreibart hab' ich mich bemüht, ihr einen höhern Grad von Anmuth und Ausfeilung zu geben, als man in Schriften dieser Art zu finden gewohnt ist; zugleich aber auch ihr die nöthige Einfachheit zu erhalten gesucht, um sie selbst sehr jungen Kindern verständlich zu machen. Und eben darum wollt' ich oft lieber wortreich, als dunkel seyn.

Nur hoff' ich, daß Niemand in diesem Buche eine vollständige Abhandlung über die Erziehung erwarten wird. Einige dahin gehörige Gedanken mußten hier nothwendig vorkommen; das Ganze aber ist bloß dazu bestimmt, die Herzen der Kinder zu bilden und zu interessiren. Für sie nur schrieb ich; nur ihr Beifall soll den Werth meines Buchs bestimmen. Finden sie es nicht unterhaltend: so kann mich das Lob von hundert Bücherrichtern nicht über meine fehlgeschlagene Hofnung trösten.

Vielleicht ist es noch nöthig, zu erinnern, daß dieser Band nur erst ein kleiner Theil eines weit größern Werks ist. Schon seit mehrern Jahren lagen diese Bogen fertig; und lange war ich unschlüßig, ob ich sie unterdrücken, oder durch den Druck bekannt machen sollte. Hätt' ich dabei bloß auf meinen schriftstellerischen Ruhm gesehen: so hätt'

ich das Erstere gethan. Denn ich sehe sehr gut die vielen Spöttereien und verächtlichen Blicke voraus, die eine Arbeit von dieser Art so leicht zur Folge hat. Allein, wichtigere Bewegungsgründe, über die ich dereinst mich näher erklären werde, wenn dieß Buch irgend gefallen, und viel gelesen werden sollte, haben mich am Ende zur Bekanntmachung desselben vermocht.

Ich lege es also, so wie es ist, dem Publikum vor, und kann mich weder dazu herablassen, Tadel zu verbitten, noch, um Nachsicht und Lob zu flehen; nur möcht ich bloß denen rathen, darüber zu urtheilen, die in der Erziehung einige Erfahrung gemacht haben.

Vorbericht des Uebersetzers.

Der Verfasser dieser kleinen, für Kinder erzählten Geschichte, ist Herr Thomas Day, der sich durch einige mit Geist und Wärme abgefaßte politische Schriften, und durch ein paar einzelne, mit Beifall aufgenommene, Gedichte, vortheilhaft bekannt gemacht hat. Der erste Band wurde schon im Jahre 1783 gedruckt; und die dritte Auflage desselben, von dem zweiten Bande begleitet, erschien im vorletzten Jahre. Die Verfasser des Monthly Review (Vol. LXX. p. 126. ff.) fanden in dieser Geschichte sichtbare Spuren eines denkenden Kopfes, dessen vornehmster Zweck dahin gehe, der

Jugend

Jugend einen festen Sinn für leidende und thätige Tugend einzuflößen, und sie zu Fertigkeiten des Fleißes und der Seelenstärke zu gewöhnen, wodurch männliche Unabhängigkeit des Charakters, und ein über alle Reizungen üppiger Weichlichkeit erhabner Geist hervorgebracht und belebt werden kann. Auch rechneten sie seiner Schreibart die mehr als sonst in dergleichen Schriften gewöhnliche Eleganz, verbunden mit der, Kindern angemessenen, Einfachheit und Klarheit des Vortrages, zum Verdienst an. Mit Recht erinnerten sie indeß, daß eine gleich zu Anfange des ersten Theils befindliche (und in dieser Uebersetzung weggelassene) Unterredung zwischen Merton's Vater und Barlow, über die Grundsätze der Erziehung, und den wahren Geist des Christenthums, eigentlich nicht für Kinder gehöre, und daher lieber von der Erzählung

selbst,

selbst, als Einleitung, oder Anhang, hätte sollen abgesondert werden.

Die Wiederholung dieses vortheilhaften Urtheils nach Erscheinung des zweiten Bandes (M. R. Vol. LXXV. p. 361. ff.) machte mich auf diese Schrift aufmerksam; und ihre Durchlesung überzeugte mich, daß sie jener Empfehlungen, denen auch andre englische Bücherrichter beistimmten, nicht unwürdig war. Ungeachtet ich nun den Vorzug mit patriotischer Theilnehmung lebhaft fühle, den unsre Nation in Betracht zweckmäßiger, und zum Theil musterhafter Erziehungsschriften, vor der englischen, im Ganzen genommen, voraus hat: so hielt ich doch die gegenwärtige einer deutschen Uebersetzung nicht unwürdig, und beschäfftigte mich damit in einigen Nebenstunden. Ich gestehe, daß ich dabei zunächst auf meine eignen Kinder Rücksicht nahm, denen

ich

ich dieß Buch schon in ihrem jetzigen Alter lesbar zu machen wünschte; und ich ließ mir den Abdruck dieser Uebersetzung gern gefallen, als sie einer der vollgültigsten Richter in diesem Fache einer öffentlichen Bekanntmachung würdig fand. Die Verdeutschung des zweiten Theils muß ich indeß, überhäufter Geschäfte wegen, einem meiner jüngern Freunde überlassen, der darauf alle Sorgfalt wendet, und sie zur nächsten Messe liefern wird.

Braunschweig, den 9ten Febr. 1788.

Geschichte Sandford's und Merton's.

In dem westlichen Theile Englands lebte ein Edelmann von großem Vermögen, der Merton hieß. Er hatte ein ansehnliches Landgut auf der Insel Jamaika, wo er den größten Theil seines Lebens zugebracht hatte, und war Herr von vielen Sklaven, welche Zucker und andere Dinge von Werth zu seinem Vortheil anbaueten. Er hatte nur einen einzigen Sohn, den er ungemein liebte; und die gute Erziehung dieses Kindes war der Grund, daß er sich entschloß, einige Jahre in England zuzubringen. Thomas Merton, welcher zu der Zeit, da er aus Jamaika kam, nur erst sechs Jahr alt war, hatte alle natürliche Anlage zu einem gutartigen Knaben; zum Unglück aber war er durch zu viele Nachsicht verzärtelt worden. So lange er in Jamaika lebte, hatte er verschiedene schwarze Sklaven zu seiner Aufwartung, denen es verboten war,

ihm in irgend etwas zu widersprechen. Gieng er spatzieren, so giengen allemal zwei Schwarze mit ihm, wovon der eine einen großen Schirm trug, um ihn vor der Sonne zu schützen, und der andre ihn auf dem Arm tragen mußte, wenn er müde wurde. Außerdem trug er allezeit seidne oder besetzte Kleider, und hatte einen hübschen vergoldeten Wagen, der von Bedienten auf den Schultern getragen wurde, worin er seinen Spielkameraden Besuche gab. Seine Mutter hatte ihn so ausnehmend lieb, daß sie ihm alles gab, was er mit Weinen oder Schreien foderte, und ihn nicht lesen lernen ließ, weil er sich beklagte, daß er Kopfweh davon bekomme.

Die Folge davon war, daß der junge Merton zwar alles hatte, was er brauchte, aber doch immer mißvergnügt und grämlich war. Zuweilen aß er so lange süße Sachen, bis ihm übel ward; und dann litt er sehr viel, weil er keine bittre Arznei nehmen wollte, um wieder gesund zu werden. Zuweilen schrie er nach Dingen, die man ihm unmöglich geben konnte; und, weil er nicht gewohnt war, daß man ihm widersprach, so währte es dann viele Stunden, ehe man ihn wieder beruhigen konnte. Wenn Gesellschaft in seines Vaters Hause speiste, so mußte man ihm allemal zuerst vorlegen, und ihm das Beste von den Speisen geben, oder er machte so viel Lärmen, daß die ganze Gesellschaft dadurch gestört wurde. Wenn seine Eltern mit ihren guten Freunden am Theetisch saßen, so wartete

er nicht so lange, bis sie Zeit hatten, an ihn zu denken; sondern er griff auf dem Tisch umher, raffte Kuchen, Brod und Butter weg, und warf sehr oft die Theetassen um. Durch diese Ungezogenheiten machte er sich nicht nur bei Jedermann verhaßt, sondern erlebte auch oft mancherlei Unglück. Sehr oft schnitt er sich mit einem Messer; ein andermal warf er sich schwere Dinge auf den Kopf; und einmal wär' er beynahe durch einen Kessel voll siedenden Wassers lebendig geschunden worden. Auch hatte man ihn so zärtlich gewöhnt, daß ihm beständig nicht wohl war. Der kleinste Wind oder Regen verursachte ihm einen Schnupfen, und die mindeste Sonnenhitze machte ihn fieberhaft. Anstatt, gleich andern Kindern, herum zu spielen, zu hüpfen und zu laufen, war er gewohnt still zu sitzen, aus Furcht seine Kleider zu verderben, und zu Hause zu bleiben, damit seine Gesichtsfarbe nicht von der Luft leiden mögte. Dieser weichlichen Erziehung wegen konnte der junge Merton, als er nach England kam, weder lesen, noch schreiben, noch rechnen. Keins seiner Glieder wußte er mit Leichtigkeit zu bewegen, noch irgend eine Beschwerde auszuhalten; sondern er war sehr stolz, eigensinnig und unverträglich.

Sehr nahe bei Herrn Merton's Landgute lebte ein guter, ehrlicher Pächter, dessen Name Sandfort war. Dieser Mann hatte, eben so wie Hr. Merton, einen einzigen Sohn, der nicht viel älter, als der kleine Merton war, und

Heinrich hieß. Dieser war von jeher gewohnt gewesen, im Felde herum zu laufen, bei den Bauern zu seyn, wenn sie pflügten, und die Schafe zur Weide zu treiben; daher war er behende, stark, dreist, und von frischer gesunder Farbe. Er war nicht so hübsch, noch so zart gebildet, als der kleine Merton; aber er hatte eine offne, redliche Miene, die ihn bei Jedermann beliebt machte. Immer war er guter Laune, und fand sein größtes Vergnügen darin, Jedem zu Gefallen zu seyn. Sah der kleine Heinrich einen, armen Unglücklichen, der nichts zu essen hatte, indes er sein Mittagsbrod verzehrte, so gab er ihm allemal gewiß die Hälfte davon, und zuweilen alles. Ueberhaupt war er so gutartig, daß er niemals ins Feld ging, um den armen Vögeln ihre Eier oder ihre Jungen aus dem Neste zu nehmen, noch irgend einen Spaß zu machen, wodurch arme Thiere gequält wurden, die eben sowohl Gefühl haben, als wir, wenn sie gleich ihren Schmerz nicht durch Worte ausdrücken können. Einmal zwar wurde Heinrich darüber betroffen, daß er einen Käfer umher schwenkte, den er mit einer krummen Nadel an einen langen Faden gebunden hatte; er that das aber aus Einfalt und Gedankenlosigkeit. Denn sobald sein Vater ihm sagte, daß das arme hülflose Geschöpf eben so viel, oder gar noch mehr dabei leide, als er leiden würde, wenn man ihm ein Messer durch die Hand stieße, so brach er in Thränen aus, und nahm das arme Thier mit sich nach Hause, wo er es

vier-

vierzehn Tage lang mit frischen Blättern fütterte; und als der Käfer sich völlig wieder erholt hatte, ließ er ihn wieder fliegen, um seiner Freiheit und der frischen Luft zu genießen. Und von der Zeit an war Heinrich so vorsichtig und behutsam, daß er oft aus dem Wege ging, um einem Wurme kein Leides zu thun, und sichs angelegen seyn ließ, sich gegen alle Thiere in der Nachbarschaft wohlthätig zu erweisen. Er pflegte die Pferde zu streicheln, wenn sie arbeiten mußten, und seine Taschen mit Eicheln für die Schweine zu füllen. Wenn er ins Feld ging, so sammelte er allemal grünes Laub für die Schafe, die ihn so lieb hatten, daß sie ihm überall nachfolgten, wohin er ging. Zur Winterzeit, wenn die Erde mit Frost und Schnee bedeckt war, und die armen kleinen Vögel kein Futter zu finden wußten, ging er oft ohne Abendessen zu Bette, um den Rothkehlchen etwas Essen aufzusparen. Selbst Kröten, und Frösche, und andre dergleichen widerliche aber unschädliche Thiere, die von den meisten Leuten überall, wo sie sie finden, getödtet werden, waren vor Heinrich völlig sicher. Er pflegte zu sagen, daß sie auf das Leben eben so viel Recht hätten, als wir, und daß es grausam und ungerecht seyn würde, solche Geschöpfe bloß darum zu tödten, weil wir sie nicht leiden könnten.

Durch diese Denkungsart machte sich der kleine Heinrich bei Jedermann ungemein beliebt; besonders bei dem Prediger des Kirchspiels, der ihn so lieb gewann, daß er ihn lesen und schreiben

lehrte, und ihn fast beständig um sich hatte. Es war auch in der That kein Wunder, daß Herr Barlow so vorzüglich viel Zuneigung gegen ihn äußerte; denn außer daß der kleine Heinrich alles, worin man ihn unterrichtete, mit der größten Leichtigkeit faßte, war er auch der redlichste und gefälligste Knabe von der Welt. Nie war er mißvergnügt; auch murrte er niemals, was man auch immer von ihm verlangte. Dazu kam, daß man ihm alles glauben konnte, was er sagte: denn wenn er auch durch eine Unwahrheit einen Rosinenkuchen gewinnen konnte, und gewiß wußte, daß er sich durch die Aussage der Wahrheit eine derbe Züchtigung zuziehen würde; so trug er doch nie Bedenken, aufrichtig zu seyn. Er war auch nicht, wie viele andre Kinder, die ihre ganze Glückseligkeit in Essen und Trinken setzen. Denn, wenn er auch nur ein Stück trocknes Brod zum Mittagsessen bekam, so war er vergnügt, ob man gleich Zuckerwerk und Früchte und allerlei andre Leckerbissen ihm vors Gesicht brachte.

Mit diesem kleinen Knaben wurde der junge Merton auf folgende Art bekannt. Als er und seine Wärterin einmal an einem schönen Sommermorgen ins Feld gingen, und ihre Freude daran hatten, allerlei wilde Blumen zu pflücken, und Schmetterlinge zu haschen, fuhr plötzlich eine große Schlange aus dem hohen Grase hervor, und schlang sich rund um des kleinen Thomas Schenkel. Man kann leicht denken, wie sehr beide über diesen

Vorfall

Vorfall in Schrecken geriethen. Das Mädchen lief mit lautem Schreien um Hülfe davon, indeß das Kind Todesangst ausstand, und nicht das Herz hatte, von dem Fleck wegzugehn, wo es stand. Heinrich, der von ungefähr in der Nähe spaziren ging, kam herbeigelaufen, und fragte, was es gebe? Thomas, der sehr kläglich ächzte, konnte nicht zu Worten kommen, sondern zeigte bloß auf sein Bein hin, und deutete dadurch Heinrichen an, was ihm begegnet war. Dieser war seiner Kindheit ungeachtet, ausnehmend herzhaft, und sagte ihm, er solle sich nur nicht bange seyn lassen. Sogleich faßte er die Schlange beim Nacken, mit eben so viel Geschick als Entschlossenheit, riß sie von des Thomas Schenkel los, und warf sie weit von sich. Indem er dieß eben that, kam Frau von Merton und die ganze Familie, aufgeschreckt durch des Dienstmädchens Geschrei, außer Athem herbeigelaufen, als Thomas wieder zu sich kam, und seinem muthigen kleinen Retter dankte. Voll lebhafter Rührung schloß sie ihren kleinen Liebling in ihre Arme, küßte ihn tausendmal, und fragte ihn, ob er auch Schaden bekommen hätte. Nein, Mama, das hab' ich wirklich nicht, sagte Thomas; ich glaube aber, das garstige, häßliche Thier hätte mich gebissen, wenn der kleine Junge da nicht gekommen wäre, und es weggerissen hätte. Und wer bist du denn, mein Lieber, sagte sie, dem wir alle so viel Dank schuldig sind? Heinrich Sandford, gnädige Frau. Gut, mein Kind, du bist ein

lieber, braver kleiner Junge: und nun sollst du mit uns nach Hause gehn, und mit uns essen. Nein, gnädige Frau, ich danke; mein Vater würde nicht wissen, wo ich bliebe. Und wer ist denn dein Vater, mein liebes Kind? Pächter Sandford, gnädige Frau, der dort unten am Berge wohnt. Nun gut, lieber Junge, du sollst von nun an mein Kind seyn; willst du das? Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, wenn ich meinen Vater und meine Mutter dabei behalten kann.

Frau von Merton schickte sogleich einen Bedienten nach des Pächters Hause, faßte den kleinen Heinrich bei der Hand, und nahm ihn mit sich auf den Edelhof, wo sie Herrn Merton fand, und ihn mit einer langen Erzählung von des Thomas Gefahr und Heinrichs Herzhaftigkeit unterhielt. Heinrich befand sich jetzt in einer ganz neuen Lage. Er wurde durch köstliche Zimmer geführt, wo alles beisammen war, was dem Auge gefallen, oder zur Bequemlichkeit des Lebens etwas beitragen konnte. Er sah große Spiegel in vergoldeten Rahmen, künstlich geschnitzte Tische und Stühle, Vorhänge aus dem feinsten Seidenstoffe, und das ganze Tafelgeräthe, auch Messer und Gabeln, waren von Silber. Bei Tische saß er dicht neben der Frau von Merton, die ihm die ausgesuchtesten Bissen vorlegte, und ihn mit der liebreichsten Höflichkeit zum Essen nöthigte. Allein, zu Jedermanns Erstaunen, schien er über alles, was er sah, weder vergnügt noch verwundert zu

seyn.

seyn. Frau von Merton konnte ihre Befremdung darüber nicht verbergen. Denn, da sie selbst von jeher zu einem hohen Grade von feiner Lebensart gewöhnt war, so vermuthete sie, daß dieselbe auf jeden andern den nämlichen Eindruck machen würde. Endlich, da sie sah, daß er einen silbernen Becher sehr aufmerksam ins Auge faßte, aus dem er eben getrunken hatte, fragte sie ihn, ob er sich nicht freuen würde, wenn er auch einen so schönen Becher hätte; und setzte hinzu, er gehöre zwar ihrem Thomas; dieser aber würde ihn gewiß seinem kleinen Freunde mit Vergnügen schenken. O! ja, recht gern, sagte Thomas; denn Sie wissen wohl, Mama, ich habe noch einen viel schönern von Gold und noch zwey große silberne. Ich danke recht sehr, sagte der kleine Heinrich; aber ich will Sie des Bechers nicht berauben, denn ich habe einen weit bessern zu Hause. Was? sagte Frau von Merton, ißt und trinkt denn dein Vater von Silber? Ich weiß nicht, gnädige Frau, was dies recht ist; aber wir trinken in unserm Hause aus langen Dingern aus Horn gemacht, gerade aus solchem Horn, wie die Kühe auf den Köpfen tragen. Das Kind ist herzlich einfältig, sagte Frau von Merton; — und warum ist denn der hörnerne Becher besser als der silberne? Weil wir darüber nie verdrießlich werden, sagte Heinrich. Verdrießlich werden, mein Kind? sagte Frau von Merton; was meinst du damit? — Je nun, gnädige Frau, als der Mann da das große

Ding dort, was eben so, wie dieß aussieht, auf die Erde warf, da sahe ich, daß Sie sehr böse darüber aussahen, und ganz ängstlich thaten. Unsre Becher zu Hause aber werden von allen Leuten im Hause hin und her geworfen, und kein Mensch kehrt sich daran.

Wahrhaftig, sagte die Frau von Merton zu ihrem Manne, ich weiß nicht, was ich von dem Kinde da denken soll; es macht ganz sonderbare Bemerkungen. Die Sache war die, daß während der Mahlzeit einer von den Bedienten eine große kostbare Schüssel auf die Erde geworfen hatte, worüber die Frau von Merton nicht nur sehr böse aussah, sondern auch dem Bedienten wegen seiner Achtlosigkeit einen derben Verweiß gab.

Nach Tische füllte Frau von Merton ein großes Glas mit Wein, gab es Heinrichen, und hieß es ihn ganz austrinken; er dankte ihr aber, und sagte, er sey nicht durstig. Aber, mein Kind, sagte sie, das schmeckt sehr schön und süß, und weil du ein gutes Kind bist, so kannst du es austrinken. Ja! gnädige Frau; aber Herr Barlow sagt, man müsse nur essen, wenn einen hungert, und trinken, wenn man durstig ist: und man müsse nur das essen und trinken, was leicht zu haben ist, weil man sonst unlustig und verdrießlich wird, wenn man es nicht haben kann. Gerade so machten es auch die Apostel, die sehr wackre Leute waren. Herr Merton lachte hierüber, und sagte: weißt

du

du kleiner Mann denn, wer die Apostel gewesen sind? — O! ja, das weiß ich recht gut. — Und wer waren sie denn? — Ey nun, gnädiger Herr, es war einmal eine Zeit, da die Leute so böse geworden waren, daß es ihnen einerlei war, was sie machten; und die vornehmen Leute waren alle so hochmüthig geworden, und dachten auf nichts, als auf Essen, und Trinken, und Schlafen, und Lustbarkeiten, und bekümmerten sich nicht um die Armen, und mochten keinen Bissen Brod weggeben, wenn auch ein Bettler darüber hätte verhungern sollen. Und die armen Leute waren alle faul, und mochten lieber müßig gehen als arbeiten. Und die kleinen Jungen gehorchten ihren Eltern nicht; und ihre Eltern sorgten nicht dafür, sie was Gutes zu lehren; und die ganze Welt war sehr böse, wirklich sehr böse. Und da kam nun ein wahrlich sehr guter Mann, der hieß Christus; der gieng umher, und that einem Jeden Gutes, und heilte die Leute von allerlei Krankheiten, und lehrte sie, was sie thun sollten. Und er wählte sich zwölf andre sehr gute Leute aus, und nannte sie Apostel; und diese Apostel wurden in die Welt umher geschickt, und thaten, wie er that, und lehrten die Leute, was er sie gelehrt hatte. Und sie kehrten sich nicht viel daran, was sie zu essen oder zu trinken hatten, sondern lebten von trocknem Brod und Wasser; und wenn ihnen Jemand Geld anbot, so nahmen sie's nicht an, sondern sagten ihm, er solle nur gutthätig seyn, und es an die Armen und Kranken geben;

und

und so machten sie die Welt um ein gut Theil besser. Und darum ist es nicht recht, wenn uns so viel daran liegt, wovon wir leben; sondern wir müssen das annehmen, was wir bekommen können, und damit zufrieden seyn; gerade so, wie es die Thiere und Vögel machen, die in freier Luft leben, und Kräuter essen, und nichts als Wasser trinken, und doch stark, rührig und gesund sind.

Bei meiner Treu, sagte Herr Merton, der kleine Mann da ist ein großer Philosoph; und Herr Barlow würde uns sehr verpflichten, wenn er unsern Thomas unter seine Aufsicht nehmen wollte; denn der Knabe wird groß, und es ist Zeit, daß er was lerne. Was meinst du, Thomas, möchtest du wol ein Philosoph werden. — Lieber Papa, ich weiß nicht, was ein Philosoph ist; aber ein König möcht' ich wol werden; denn der ist vornehmer und reicher, als alle andre Leute, und hat nichts zu thun, und alle Leute warten ihm auf und fürchten sich vor ihm. Schön gesagt, versetzte Frau von Merton, und stand auf, und küßte ihn. Bei so viel Verstande verdienst du wirklich König zu werden; und hier hast du dafür ein Glas Wein, daß du mir so artig geantwortet hast. Und möchtest du nicht auch gern König werden, kleiner Heinrich? Wirklich, gnädige Frau, ich weiß nicht, was das ist: aber ich hoffe, ich werde nun bald groß genug seyn, an den Pflug zu gehn, und mir mein Brod selbst zu verdienen; und dann werd' ich niemand brauchen, der mir aufwartet.

wartet. — Was doch zwischen Junkern und Bauerskindern für ein Unterschied ist! flisterte Frau von Merton ihrem Manne zu, und blickte mit Verachtung auf Heinrich hin. — Ich weiß doch eben nicht, sagte Herr Merton, ob für dießmal der Vortheil auf unsers Sohns Seite ist. Aber möchtest du nicht gern reich seyn, mein Lieber? sagte er zu Heinrich. — Auch das nicht, gnädiger Herr. Nicht, du Dummkopf? sagte Frau von Merton; und warum nicht? Weil der einzige reiche Mann, den ich je gesehen habe, Junker Jadglieb ist, der hier in der Nähe wohnt. Der reitet den Leuten in die Kornfelder hinein, und bricht ihnen Hecken und Zäune nieder, und schießt ihnen ihr Federvieh weg, schlägt ihnen die Hunde todt, und macht ihnen das Vieh lahm, und begegnet armen Leuten sehr übel; und das, sagt man, thut er alles, weil er reich ist. Aber er ist auch bei allen Leuten verhaßt, ob man ihm's gleich nicht ins Gesicht sagen mag; und ich möchte doch um alles in der Welt nicht gehaßt werden. Aber möchtest du nicht gern ein schönes Tressenkleid haben, und eine Kutsche, worin du herumfahren könntest, und Bediente, die dir aufwarteten? Ach nein! gnädige Frau; Ein Kleid ist ja so gut als das andere, wenn es einen nur hübsch warm hält; und ich brauche ja nicht zu fahren, weil ich gehen kann, wohin ich Lust habe; und für Bediente würd' ich nichts zu thun haben, wenn ich auch ihrer hundert hätte. Frau von Merton sah ihn noch

immer mit einer Art von verachtender Verwunderung an, that aber weiter keine Fragen an ihn.

Abends wurde der kleine Heinrich nach Hause zu seinem Vater geschickt, der ihn fragte, was er denn in dem großen Hause alles gesehen hätte, und wie es ihm da gefiele? Je nun, sagte Heinrich, sie waren dort alle recht höflich gegen mich, wofür ich ihnen sehr verbunden war; aber ich wäre doch lieber zu Hause gewesen; denn es hat mich noch in meinem ganzen Leben nicht so viel Mühe gekostet, was zu essen zu bekommen. Da war ein Bedienter, der mir den Teller wegnahm, und ein andrer, der mir zu trinken gab, und wieder ein andrer, der hinter meinem Stuhl stand; gerade, als ob ich lahm oder blind gewesen wäre, und mich nicht hätte selbst bedienen können. Und hernach machte man so viel Wesens, um dieß her, und jenes weg zu setzen, daß ich glaubte, es würde nimmermehr zu Ende kommen. Und nach dem Essen mußt' ich noch zwey ganze Stunden stillsitzen, ohne mich zu regen, indeß die gnädige Frau mit mir sprach; aber nicht so, wie Herr Barlow mit mir spricht; sondern, sie verlangte, ich sollte wünschen, schöne Kleider zu haben, und König zu seyn, und reich zu werden, damit man mich so hassen mögte, wie den Junker Jagdlieb.

Auf dem Edelhofe war unterdessen das Gespräch fast von nichts anders, als von dem Betragen und den Eigenschaften des kleinen Heinrichs. Frau

von Merton erkannte seine Entschlossenheit und seine Offenherzigkeit; auch gefiel ihr die Gutartigkeit und das Wohlwollende seiner Gemüthsart; sie behauptete aber, es gebe doch eine gewisse Grobheit und Plumpheit in seiner Art zu denken, wodurch sich die Kinder aus niedern und mittlern Ständen von Kindern vornehmer Eltern unterschieden. Herr Merton hingegen behauptete, er habe noch nie ein Kind gesehen, dessen Anlage und Sinnesart selbst den erhabensten Ständen so viel Ehre machen würde. Denn nichts, sagte er, ließe sich so leicht erwerben, als jenes äußere Betragen, und jenes flüchtige Bezeigen, worauf sich viele Vornehme, als auf ihren größten, oder gar einzigen Vorzug, so sehr viel zu Gute thäten. Dieß, sagte er, wäre so leicht aufzuhaschen, daß man es oft mit den abgelegten Kleidern auf Mägde und Bediente kommen sehe, zwischen denen und ihren Herren oft wenig oder gar kein Unterschied weiter sey, als der, daß die erstern schlechtere Kleider und gesundere Gesichtsfarbe haben. In der That, fuhr er fort, der wahre Sitz aller Vorzüglichkeit, selbst im Betragen, muß in der Seele seyn. Edle, würdige Gesinnungen, größerer Muth, verbunden mit ächter und allgemeiner Höflichkeit, werden allemal zum wahren Adel erfodert; und wo dieß alles fehlt, da ist es höchst ungereimt, wenn man glaubt, daß man es durch erzwungenen Ton der Stimme, durch besondere Grimassen, oder durch unnatürliche und übertriebene Kleidertrachten ersetzen könne. Denn

dieß ist im Geringsten nicht das wahre Gepräge des Adels, weil es gemeiniglich keinen höhern Ursprung hat, als von dem Eigensinn und den Grillen der Friseurs, Schneider, Schauspieler, Operntänzer, Putzhändler, Musikanten und französischen Bedienten beiderlei Geschlechts. Ich kann daher nicht umhin zu behaupten, setzte er sehr ernsthaft hinzu, daß dieser kleine Bauerjunge in seiner Seele alle Anlage zum wahren Adel und zur ächten Würde des Charakters hat; und ob ich gleich wünsche, daß unser Sohn alle die gewöhnlichen Vollkommenheiten seines Standes besitzen möge, so würde mich doch nichts mehr freuen, als wenn ich gewiß wüßte, daß er nie in keinem Betracht schlechter werden würde, als der Sohn des Pächters Sandford.

Ob die Frau von Merton mit dieser Meinung ihres Mannes völlig einstimmig war, kann ich nicht gewiß sagen; aber, ohne vorher ihr Gutachten abzuwarten, fuhr er so fort: Wenn ich über diese Sache etwas wärmer spreche, als gewöhnlich, meine Liebe; so mußt du mir das zu Gute halten, und es dem lebhaften Antheil zuschreiben, den ich an dem Wohl unsers kleinen Thomas nehme. Ich sehe nur allzu sehr ein, daß unser beider Zärtlichkeit ihn bisher mit zu vieler Nachsicht behandelt hat. Wir waren immer gar zu besorgt, alle schmerzhafte und unangenehme Eindrücke von ihm zu entfernen; und wir haben ihn dadurch zu zärtlich und eigenwillig gemacht. Weil wir nur immer gern thun wollten, was er wünschte, so haben wir selbst

seinen

seinen Eigensinn und seine Launen befriedigt; und indem wir ihn allzu ängstlich vor Zwang und Widerspruch zu bewahren suchten, sind wir im Grunde selbst daran Schuld gewesen, daß er sich nicht einmal die gewöhnlichen Kenntnisse seines Alters und Standes erworben hat. Alles dieß hab' ich längst im Stillen bemerkt, aber bisher nichts davon gesagt, weil ich theils unser Kind zu lieb hatte, theils auch dich zu beleidigen fürchtete. Endlich aber hat doch die Erwägung seiner wahren Vortheile über alle andre Rücksichten das Uebergewicht erhalten, und mich zu einer Entschließung bestimmt, die dir hoffentlich nicht mißfallen wird, nämlich, ihn geradezu dem Herrn Barlow zuzusenden, wenn er sich anders mit seiner Erziehung befassen will. Und ich denke, diese zufällige Bekanntschaft mit dem jungen Sandford kann für ihn die glücklichsten Folgen von der Welt haben, da er fast eben so groß und so alt ist, als unser Thomas. Ich will daher seinem Vater den Vorschlag thun, einige Jahre lang die Kosten für die Erziehung und den Unterhalt seines kleinen Sohnes zu übernehmen, damit er unsers Sohns beständiger Gesellschafter sey.

Da Herr Merton dieß mit einer gewissen Art von fester Entschlossenheit sagte, und der Vorschlag an sich selbst so nothwendig und vernünftig war, so machte die Frau von Merton keine Einwendungen dawider, sondern willigte, obgleich sehr ungern, darein, sich von ihrem Sohne zu scheiden. Herr

Barlow wurde also den folgenden Montag zum Mittagsessen eingeladen, und Herr Merton nahm Gelegenheit, die Sache einzuleiten, und ihm den Vorschlag zu thun. Zugleich versicherte er ihm, daß er ihm zwar auf alle nur mögliche Weise für seine Bemühungen erkenntlich seyn werde; die Erziehung und Bildung seines Sohns aber liege ihm so sehr am Herzen, daß er sich ihm noch immer dafür höchst verpflichtet erkennen müsse.

Herr Barlow dankte Herrn Merton für das Zutrauen und die edle Art, womit er ihm dasselbe äußerte; setzte aber hinzu, daß seine Erziehungsgrundsätze von denen, welche man in den Häusern der Reichen und Großen zu befolgen pflege, so sehr abwichen, daß er wol nicht hoffen dürfte, sie von Herrn Merton gebilliget zu sehn. Dieser verlangte zu wissen, worin dieselben bestünden, und jener theilte sie ihm offenherzig mit. Ohngeachtet es sich nun fand, daß die Art, wie Barlow mit Kindern zu verfahren pflegte, um sie gesund und stark an Leib und Seele zu machen, gerade das Gegentheil von derjenigen war, nach welcher man den kleinen Thomas bisher behandelt hatte, so begriff doch Herrn Mertons richtiger Verstand sehr bald, daß sein Sohn auf alle Weise dabei gewinnen würde; und verdoppelte seine Bitten, daß Herr Barlow sich möchte gefallen lassen, ihn zu sich zu nehmen. Dieser willigte denn endlich ein.

Der

Der kleine Thomas wurde also den Tag darauf in das Haus des Predigers geschickt, welches von seines Vaters Hause ungefähr eine kleine Stunde weit entfernt war.

Den Tag darauf nahm dieser gleich nach dem Frühstück ihn und den kleinen Heinrich in den Garten. Hier ergriff er selbst einen Spaten, und gab Heinrichen eine Hacke; beide fingen nun sehr eifrig an zu arbeiten. Wer was zu essen haben will, sagte Herr Barlow, sollte billig auch zur Erwerbung des Unterhalts das Seinige thun; darum gehen wir beide, Heinrich und ich, an unser Tagewerk; dieß hier ist mein Beet, und das dort ist seins. Wir arbeiten alle Tage daran, und wer am meisten zu Stande bringt, verdient auch die beste Mahlzeit. Nun, lieber Thomas, wenn du mit uns gemeine Sache machen willst, so will ich dir auch ein Stück Landes abstechen, das dir gehören soll; und alles, was darauf wächst, soll dein seyn. — Nein, wahrhaftig nicht, sagte Thomas sehr verdrießlich; ich bin ein adlicher Junker, und habe nicht Lust, mich zu placken, wie ein Bauerjunge. — Nach Ihrem Belieben, mein adlicher Junker, sagte Herr Barlow; aber Heinrich und ich dünken uns nun einmal nicht zu vornehm, was Nützliches zu thun, und wollen fortarbeiten. Etwa zwei Stunden hernach sagte Herr Barlow, nun sey es Zeit aufzuhören; er nahm Heinrich bei der Hand und führte ihn in ein sehr angenehmes Sommerhaus, wo sie sich niedersetzten.

Herr Barlow langte einen Teller mit sehr schönen reifen Kirschen hervor, theilte sie zwischen Heinrich und sich selbst; und Thomas, der ihnen gefolgt war, und auch sein Theil erwartete, sah sie fortessen, ohne daß sie sich nach ihm umsahen. Jetzt konnte er seinen Unwillen nicht länger bergen, sondern brach in lautes Aechzen und Weinen aus. Was giebts? sagte Herr Barlow sehr kaltblütig zu ihm. Thomas sah ihn sehr verdrießlich an, ohne etwas zu antworten. — Hoho! junger Herr, wenn es Ihnen nicht beliebt, mir zu antworten, so können Sie stillschweigen; hier wird kein Mensch zum Sprechen genöthigt. Thomas wurde hierüber noch verwirrter; und da er seinen Zorn nicht länger zu verbergen wußte, so lief er aus dem Lusthause, und rannte sehr unwillig im Garten umher; voll Verwunderung und Verdruß, daß er sich jetzt an einem Ort befand, wo sich Niemand daran kehrte, ob er zufrieden war, oder nicht. Als die Kirschen alle verzehrt waren, sagte der kleine Heinrich: Sie versprachen mir, daß Sie so gut seyn wollten, mich Ihnen was vorlesen zu lassen, wenn wir mit unsrer Arbeit im Garten fertig wären; und wenn es Ihnen jetzt gefällig ist, so will ich Ihnen die Geschichte von den Fliegen und den Ameisen vorlesen. Von Herzen gern, sagte Herr Barlow; lies nur langsam und deutlich, ohne anzustoßen, oder die Wörter falsch auszusprechen; so wird man an deinem Lesen merken können, daß du es verstehst. Hein-

rich nahm darauf das Buch, und las folgende Erzählung.

Die Fliegen und die Ameisen.

In dem Winkel eines Bauergartens war einmal ein Nest von Ameisen, die während der ganzen schönen Sommerzeit sich den ganzen Tag über damit beschäftigten, kleine Samenkörner von Getraide in ihre Grube zu tragen. Nicht weit von ihnen war ein Blumenbeet, auf welchem eine große Menge von Fliegen beständig zu spielen und zu sumsen, und sich damit zu ergötzen pflegte, daß sie von einer Blume auf die andre flogen. Ein kleiner Knabe, der Sohn des Landmannes, pflegte die verschiednen Beschäftigungen dieser Thiere oft zu beobachten; und da er noch sehr jung und einfältig war, so sagte er einstmals: kann wol auf der Welt einer so dumm seyn, als diese Ameisen? Den ganzen Tag arbeiten sie, und placken sich, anstatt des schönen Wetters zu genießen, und sich wie diese Fliegen zu belustigen, welche die glücklichsten Geschöpfe von der Welt sind.

Einige Zeit hernach wurde das Wetter ungemein kalt; die Sonne kam fast gar nicht zum Vorschein, und die Nächte wurden kalt und frostig. Jener kleine Knabe gieng jetzt mit seinem Vater im Garten, und sah keine einzige Ameise; die Fliegen aber lagen alle hie und da zerstreut umher, ster-

bend, oder schon todt. Da er sehr gutherzig war, so konnte er nicht umhin, die armen Thierchen zu bedauern, und fragte zugleich, was denn aus den Ameisen geworden sey, die er an eben dem Orte sonst zu sehen gewohnt gewesen wäre. Der Vater sagte: die Fliegen sind alle todt, weil sie sorglose Thiere waren, die sich keine Mühe gaben, Vorrath zu sammeln, und nicht Lust hatten zu arbeiten; die Ameisen aber, die den ganzen Sommer fleißig gewesen sind, um sich Unterhalt für den Winter zu verschaffen, sind alle lebendig und gesund; und du wirst sie wieder sehen, so bald es wieder warmes Wetter wird.

Sehr gut, Heinrich, sagte Herr Barlow; wir wollen jetzt einen Spaziergang machen. Sie giengen also ins freie Feld, wo Herr Barlow den kleinen Heinrich auf allerlei Arten von Pflanzen aufmerksam machte, und ihm die Namen und Eigenschaften derselben sagte. Heinrich, der hernach einige sehr hübsche purpurfarbige Beeren auf einer Pflanze bemerkte, die eine röthliche Blüte hatte, und an den Hecken wuchs, brachte sie Herrn Barlow, und fragte ihn, ob man sie wol essen könne. Es ist ein wahres Glück, mein Kind, sagte Herr Barlow, daß du mich vorher fragtest, ehe du sie in den Mund stecktest; denn, wenn du sie gegessen hättest, würdest du heftiges Kopfweh und Leibweh bekommen haben, und vielleicht ge-

storben

storben seyn; weil sie auf einer Pflanze wachsen, die Nachtschatten heißt, und starkes Gift ist. Lieber Herr Barlow, sagte Heinrich, ich esse niemals was, wovon ich nicht weiß, was es ist; und ich hoffe, wenn Sie so gut sind, mich ferner zu unterrichten, so werde ich nun bald die Namen und Eigenschaften aller wachsenden Kräuter wissen.

Als sie wieder nach Hause giengen, sah Heinrich einen sehr großen Vogel, der ein Habicht war, auf der Erde, der etwas in seinen Klauen zu haben schien, das er in Stücke riß. Heinrich, der wohl wußte, daß es einer von den Raubvögeln sey, lief nach ihm hin, und erhob ein lautes Geschrei. Dadurch wurde der Vogel in Schrecken gejagt, flog davon, und ließ ein junges Huhn im Stich, das freilich sehr zerbissen war, aber doch noch lebte. Sehen Sie einmal, lieber Herr Barlow, rief Heinrich, ob das grausame Thier dieß arme Hühnchen nicht beinahe umgebracht hat! Sehen Sie doch, wie es blutet, und die Flügel hängen läßt. — Ich will es in meinen Busen stecken, damit es sich wieder erhole, und es nach Hause tragen; und es soll alle Tage mit mir essen, bis es wieder gesund ist, und für sich allein fertig werden kann.

So bald sie nach Hause kamen, war es des kleinen Heinrichs erste Sorge, sein verwundetes Hühnchen in einen Korb mit etwas frischem Stroh zu setzen, und ihm ein wenig Wasser und Brod zu geben; hernach setzte er sich mit Herrn Barlow

zu Tische. Unterdeß kam Thomas, der den ganzen Tag sehr unruhig und verdießlich umher gelaunet hatte, gleichfalls herein; und weil er sehr hungrig war, so wollte er sich gleichfalls mit zu Tische setzen. Allein, Herr Barlow gab es nicht zu, und sagte: Nein, junger Herr, da Sie zu vornehm sind, um zu arbeiten, so haben wir, die wir nicht vornehm sind, auch nicht Lust, für Müssiggänger fleißig zu seyn. Hierauf gieng Thomas in einen Winkel, und schrie, als ob er des Todes wäre, aber mehr aus Betrübniß, als aus Unwillen, weil er anfing zu merken, daß sich Niemand an seine böse Laune kehrte. Der kleine Heinrich aber, der es nicht übers Herz bringen konnte, seinen Freund so traurig zu sehen, sah Herrn Barlow halb weinend ins Gesicht, und sagte: Wollen Sie mir wol erlauben, mit meiner Portion Essen zu machen, was ich Lust habe? — Recht gern, mein Kind. — Nun dann, sagte er, indem er aufstand, ich will sie ganz dem armen Thomas geben, der sie mehr braucht, als ich. Indem er dieß sagte, gab er ihm, der im Winkel saß, sein Essen hin; und Thomas nahm es an, und dankte ihm, wobei er aber immer noch vor sich hin auf die Erde sah. Ich sehe, sagte Herr Barlow, daß adeliche Junker zwar zu vornehm sind, sich selbst nützlich zu seyn, aber nicht zu vornehm, das Brod hinzunehmen, welches sich andre mit saurer Arbeit erworben haben.

Den Tag darauf giengen Herr Barlow und Heinrich wieder an ihre Arbeit. Kaum aber hatten sie damit den Anfang gemacht, als Thomas zu ihnen kam, und sie bat, ihm auch eine Hacke zu geben. Dieß that Herr Barlow. Da er aber gar nicht damit umzugehen wußte, so that er dabei sehr unbehülflich, und schlug sich damit mehrmals an die Beine. Herr Barlow legte darauf seinen Spaten nieder, und zeigte ihm, wie er sie halten und brauchen müsse. Und so ward er in kurzer Zeit sehr geschickt, und arbeitete mit dem größten Vergnügen. Als ihre Arbeit vollendet war, giengen sie alle drei in das Gartenhaus; und Thomas fühlte die größte Freude, die sich nur denken läßt, als das Obst hervorgelangt, und er eingeladen wurde, auch sein Theil davon zu nehmen, welches ihm desto herrlicher schmeckte, weil er durch die Arbeit in freier Luft mehr Lust zum Essen bekommen hatte. Sobald als sie mit dem Essen fertig waren, nahm Herr Barlow ein Buch, und fragte Thomas: ob er ihnen eine Geschichte daraus vorlesen wollte? Dieser aber erröthete, und gestand, er habe nie Lesen gelernt. Das thut mir sehr leid, sagte Herr Barlow, weil du dadurch viel Vergnügen weniger hast; Heinrich soll dir also etwas vorlesen. Dieser nahm darauf das Buch, und las folgende Geschichte.

Der vornehme Herr und der Korbmacher.

In einem fernen Lande lebte ein reicher Mann, der in einem schönen Hause wohnte, und nichts weiter that, als essen, trinken, schlafen, und sich ergötzen. Da er eine Menge von Bedienten zu seiner Aufwartung hatte, die ihm mit der größten Ehrerbietung begegneten, und alles thaten, was er ihnen befahl, und da man ihn nie die Wahrheit gelehrt, noch ihn gewöhnt hatte, sie zu hören, ward er sehr stolz, eigensinnig und übermüthig; denn er glaubte das Recht zu haben, der ganzen Welt zu befehlen, und bildete sich ein, arme Leute wären blos da, um ihm zu dienen und zu gehorchen. Nicht weit von dieses reichen Mannes Hause wohnte ein ehrlicher und arbeitsamer alter Mann, der sein Brod damit erwarb, daß er kleine Körbe aus dürrem Schilfrohr flocht, welches auf einem Strich sumpfigen Landes nahe bei seiner Hütte wuchs. Ob er aber gleich von Morgen bis Abend arbeiten mußte, um seinen nothdürftigen Unterhalt zu verdienen, und selten was bessers zu essen hatte, als trocknes Brod, oder Reis, oder Brei, und kein andres Bette hatte, als die Ueberreste von den Binsen, aus welchen er Körbe flocht; so war er doch immer froh, heiter und zufrieden. Denn seine Arbeit schafte ihm so viel Eßlust, daß die schlechteste Mahlzeit ihm herrlich dünkte; und er

gieng

gieng so müde zu Bette, daß er auch auf bloßer Erde fest und gesund hätte schlafen können. Außerdem war er ein guter und tugendhafter Mann, gegen Jeden gefällig, redlich in seinem Betragen, von jeher gewohnt die Wahrheit zu reden, und daher bei allen seinen Nebenmenschen geachtet und beliebt.

Der reiche Mann hingegen lag zwar auf dem weichsten Bette, konnte aber doch nicht schlafen, weil er den Tag über müßig gegangen war; und wenn man ihm gleich die köstlichsten Speisen vorsetzte, so schmeckten sie ihm doch nicht, weil er nicht so lange wartete, bis er Lust zum Essen spürte, noch sich Bewegung machte, noch in die freie Luft gieng. Da er nun dabei ein großer Faullenzer und Vielfraß war, so befand er sich fast beständig übel; und da er Niemanden Gutes that, so hatte er auch keine Freunde; und selbst seine Bediente sprachen hinter seinem Rücken übel von ihm; und alle seine Nebenmenschen, die von ihm gedrückt wurden, haßten ihn. Aus dieser Ursache war er immer verdrießlich, unlustig, und übel aufgeräumt, und hatte seinen Aerger an allen, die muntrer schienen, als er selbst war.

Wenn er sich in seinem Palankin, einer Art von Bette, welches man auf den Schultern trug, austragen ließ, so kam er oft bei der Hütte des armen Korbmachers vorbei, der beständig vor seiner Thür saß, und sang, indem er seine Körbe flocht. Der

reiche

reiche Mann konnte dieß nicht ohne Unwillen ansehen. Wie? sprach er, soll ein elender Mensch, ein Bauer, ein Kerl von schlechter Geburt, der sich kümmerlich von Korbmachen ernährt, immerfort heiter und vergnügt seyn, indeß ich, der ich ein Edelmann bin, Reichthum und Gewalt besitze, und mehr bedeute, als eine Million solcher elenden Geschöpfe, wie er ist, immerfort traurig und unzufrieden bin? — Dieser Gedanke stieg ihm so oft auf, daß er zuletzt den bittersten Haß gegen den armen Mann faßte: und da er sich nie gewöhnt hatte, seinen Neigungen Gewalt zu thun, so unbillig und ungerecht sie auch seyn mochten: so nahm er sich am Ende vor, den Korbmacher dafür zu bestrafen, daß er vergnügter war, als er.

In dieser bösen Absicht befahl er einmal Abends seinen Bedienten die nicht das Herz hatten, ihm ungehorsam zu seyn, daß sie das Schilfrohr in Brand stecken sollten, welches des armen Mannes Haus umgab. Da es Sommer war, und die Hitze in der dortigen Gegend ungemein groß ist, so breitete sich das Feuer gar bald über den ganzen Moor aus, und verbrannte nicht nur allen Schilf, sondern ergriff auch bald die Hütte selbst; und der arme Mann mußte sie fast ganz nackend verlassen, um nur sein Leben zu retten. Man denke sich seine Bestürzung und seinen Kummer, als er sich durch die Gottlosigkeit seines reichen Nachbars, den er nie beleidigt hatte, seines Unterhalts gänzlich beraubt fand. Da er aber nicht im Stande war,

ihn für seine Ungerechtigkeit zu bestrafen, so machte er sich auf den Weg, und gieng zu der vornehmsten obrigkeitlichen Person dieses Landes, der er mit vielen Thränen seinen kläglichen Vorfall erzählte. Der Richter, der ein guter und gerechter Mann war, ließ sogleich den reichen Mann vor sich fodern; und als er fand, daß er die Bosheit, deren man ihn beschuldigte, nicht leugnen konnte, so redete er den armen Mann also an: da dieser stolze und gottlose Mensch sich durch die thörichte Einbildung von seiner vermeinten Wichtigkeit, und durch Geringschätzung der Armen zu der abscheulichsten Ungerechtigkeit hat bewegen lassen: so will ich ihn lehren, wie wenig er irgend Jemanden nütze, und welch ein schlechtes und verächtliches Geschöpf er wirklich ist. In dieser Absicht aber müssen Sie meinem Vorhaben behülflich seyn, und mit ihm an den Ort gehen, wohin ich Sie beide schicken will.

Der arme Mann sagte: Ich habe niemals viel gehabt; aber das wenige, was ich noch hatte, ist jetzt durch das unartige Betragen dieses stolzen und harten Mannes verloren gegangen. Ich bin nun völlig zu Grunde gerichtet, und weiß in der Welt kein Mittel mehr, mir, wenn mich wieder hungert, auch nur einen Bissen Brod zu verschaffen. Ich bin also bereit, hinzugehen, wohin Sie mich schicken wollen; und ob ich gleich diesem Manne nicht gerne so wieder begegnen möchte, als er mir begegnet hat, so würd' ich mich doch freuen, ihn mehr Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu lehren, und ihn

abzu-

abzuhalten, den Armen noch einmal so zu beleidigen. Der Richter befahl darauf, daß beide an Bord eines Schiffes geführt, und in ein entferntes Land gebracht werden sollten, dessen Einwohner eine rohe und wilde Art von Leuten waren, die in Hütten lebten, keine Reichthümer kannten, und sich ihren Unterhalt durch Fischfang erwarben. So bald als sie ans Land gesetzt waren, wurden sie von den Schiffern verlassen, wie diesen befohlen war; und die Einwohner des Landes kamen in großen Schaaren um sie her.

Der reiche Mann, der sich so, ohne Beistand und Schutz, einem wilden Volke preis gegeben sah, dessen Sprache er nicht verstand, und in dessen Gewalt er nunmehr war, fieng an zu weinen, und ganz niedergeschlagen die Hände zu ringen. Der arme Mann hingegen, der von Kindheit an der Noth und Beschwerde gewohnt geworden war, gab dem Volke durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr Freund sey, und gern für sie arbeiten und ihnen dienen wolle. Hierauf deuteten ihnen die Einwohner des Landes durch Zeichen an, daß sie ihnen kein Leides thun, sondern sich nur ihrer Hülfe im Fischfang und Holztragen bedienen wollten. Sie führten daher beide in einen etwas entlegenen Wald, und zeigten ihnen verschiedne Stämme und Klötze von Bäumen, die sie in ihre Hütten bringen sollten. Beide legten sogleich Hand ans Werk; und der arme Mann, der stark und rührig war, hatte das Seinige gar bald gethan; indeß der reiche

Mann,

Mann, dessen Glieder zart und empfindlich, und an keine Art von Arbeit gewöhnt waren, kaum den vierten Theil so viel gethan hatten.

Die Wilden, die dieß sahen, glaubten bald, daß der Korbmacher ihnen sehr nützlich seyn würde, und gaben ihm daher eine ansehnliche Menge von Fischen, und verschiedne von ihren ausgesuchtesten Wurzeln. Dem reichen Manne hingegen gaben sie kaum so viel, als er zu seinem Unterhalte brauchte, weil sie glaubten, daß er ihnen wenig Dienste leisten würde. Da er aber jetzt mehrere Stunden nach einander gefastet hatte, so aß er das, was sie ihm gaben, mit mehr Appetit, als er jemals vorher an seiner eignen Tafel gehabt hatte. Den folgenden Tag wurden sie wieder an die Arbeit geschickt; und da der Korbmacher es seinem Kameraden wieder eben so sehr zuvorthat, so wurde ihm von den Wilden sehr geschmeichelt und sehr freundlich begegnet, indeß sie dem andern auf alle mögliche Art ihre Verachtung bezeugten, den sein zärtliches und üppiges Leben zur Arbeit ganz unfähig gemacht hatte. Der reiche Mann fieng nun an einzusehen, wie wenig Ursach er ehedem gehabt hatte, sich groß zu dünken, und seine Nebenmenschen zu verachten; und ein Vorfall, der sich bald nachher eräugnete, brachte ihn vollends zur Erkenntniß. Es begab sich nämlich, daß einer von den Wilden etwas einem Netze ähnliches gefunden hatte, womit er sich den Kopf aufputzte, und sich sehr hübsch dünkte. Der Korbmacher, der diesen eiteln

Prunk bemerkt hatte, zog etliche Schilfe aus, setzte sich hin, und verfertigte in kurzer Zeit einen sehr artigen Kranz, den er dem ersten Wilden, der ihm in Wurf kam, auf den Kopf setzte. Dieser freute sich dergestalt über seinen neuen Kopfputz, daß er vor Freuden hüpfte und sprang und hinlief, um die übrigen aufzusuchen, die alle vor Erstaunen über diese neue und hübsche Art von Putz betroffen waren.

Es währte nicht lange, so kam ein zweiter zu dem Korbmacher, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er eben so geputzt zu seyn wünsche, als sein Landsmann; und die ganze Nation sah diesen Hauptschmuck mit solchem Wohlgefallen an, daß man den Korbmacher seiner bisherigen schweren Arbeit überhob, und ihm nichts zu thun gab, als dergleichen Kränze zu machen.

Aus Erkenntlichkeit für das Vergnügen, welches er ihnen dadurch verschafte, brachten ihm die dankbaren Wilden alle Arten von Lebensmitteln, welche ihr Land hervorbrachte, bauten ihm eine Hütte, und gaben ihm auf alle mögliche Art ihre Dankbarkeit und ihr Wohlwollen zu erkennen. Der reiche Mann hingegen, dem es an der Gabe zu gefallen, und an Kraft zu arbeiten fehlte, wurde dazu verurtheilt, des Korbmachers Knecht zu seyn, und ihm Schilf zu schneiden, damit er ihre anhaltenden Anfragen nach Kränzen befriedigen könnte. Nachdem sie einige Monate auf diese Art hingebracht hatten,

wurden

wurden sie, auf Befehl des Richters, nach ihrem Vaterlande zurückgebracht, und vor ihn geführt. Er warf nun einen ernsten Blick auf den reichen Mann, und sagte: da du jetzt gelernt hast, welch ein hülfloses, verächtliches und schwaches Geschöpf du bist, und wie weit schlechter, als der Mann, den du beleidigtest, so will ich diesem nun auch Ersatz für das Unrecht geben, welches du ihm zugefügt hast.

Wollt' ich dir so begegnen, wie du es verdienst, so würd' ich dir alle die Reichthümer nehmen, die du besitzest, weil du diesen armen Mann muthwillig seiner ganzen Habseligkeit beraubt hast. Weil ich aber noch hoffe, daß du in Zukunft menschlicher werden wirst, so verurtheile ich dich, diesem Manne, den du zu Grunde zu richten suchtest, dein halbes Vermögen zu geben.

Der Korbmacher dankte hierauf dem Richter für seine Güte, und sagte: Ich bin in Armuth groß geworden, und zur Arbeit gewöhnt; also wünsche ich nicht, Reichthümer zu erlangen, die ich nicht würde zu gebrauchen wissen. Alles, was ich von diesem Manne begehre, ist nur, daß er mich wieder in eben die Lage setze, worin ich mich ehedem befand, und daß er lerne menschlicher seyn. Der Reiche konnte nicht umhin, über diese Großmuth zu erstaunen; und da er durch seine Unglücksfälle weiser geworden war, begegnete er nicht nur dem Korbmacher, sein ganzes Leben hindurch, als einem

Freunde, sondern brauchte auch seinen Reichthum dazu, den Armen zu helfen, und seinen Nebenmenschen wohl zu thun.

Thomas fand diese Geschichte sehr artig; aber, sagte er, wär' ich der gute Korbmacher gewesen, so hätt' ich des nichtswürdigen reichen Mannes Vermögen hingenommen, und es behalten. Das hätt' ich nicht gethan, sagte Heinrich, weil ich sonst leicht eben so hochmüthig, so gottlos und so faul hätte werden können, als jener.

Von dieser Zeit an pflegten Herr Barlow und seine beiden kleinen Zöglinge beständig des Morgens in ihrem Garten zu arbeiten; und, wenn sie müde waren, giengen sie in das Lusthaus, wo der kleine Heinrich, der mit jedem Tage fertiger lesen lernte, sie mit irgend einer angenehmen Geschichte zu unterhalten pflegte, die Thomas immer mit dem größten Vergnügen anhörte.

Weil aber der kleine Heinrich auf acht Tage nach Hause gegangen war, so blieben Thomas und Herr Barlow so lange allein. Den folgenden Tag, als sie ihre Arbeit vollendet hatten, und, wie gewöhnlich, in das Gartenhaus gegangen waren, erwartete Thomas, daß ihm Herr Barlow etwas vorlesen würde; allein, zu seiner großen Betrübniß, sah er, daß er zu thun hatte, und

nicht

nicht konnte. Den Tag darauf gieng es eben so; und den folgenden abermals. Hierüber verlohr Thomas alle Geduld, und sagte bei sich selbst: wenn ich nun doch auch so lesen könnte, wie Heinrich Sandford, so brauchte ich Niemand zu bitten, es für mich zu thun, und könnte mir selbst die Zeit vertreiben. Und warum, dachte er weiter, sollt' ich das nicht so gut lernen können, als er es gelernt hat? Freilich hat Heinrich viel Kopf; aber er könnte doch nicht lesen, wenn man es ihn nicht gelehrt hätte; und lehrt man mich es auch, so denke ich eben so gut lesen zu lernen, als er. Nun gut, so bald er nur nach Hause kommt, will ich ihn darnach fragen.

Den Tag darauf kam der kleine Heinrich wieder, und so bald Thomas Gelegenheit fand, mit ihm allein zu seyn, sagte er zu ihm: O! lieber Heinrich, sage mir doch, wie bist du dazu gekommen, daß du lesen kannst? — Je nun, Herr Barlow hat mich die Buchstaben kennen, und hernach buchstabiren gelehrt; und hernach setzte ich die Sylben zusammen, und lernte lesen. — Könntest du mich denn nicht auch die Buchstaben lehren, lieber Heinrich? — Recht gern. — Heinrich nahm darauf ein Buch, und Thomas war so aufmerksam und lehrbegierig, daß er gleich in der ersten Lektion das ganze A B. C. lernte. Ihm gefiel diese erste Probe ganz ungemein; und kaum konnte er sich halten, nicht zu Herrn Barlow zu laufen, und ihm zu sagen, wie weit er gekom-

men wäre; aber er glaubte, er werde ihn mehr damit überraschen, wenn er ihn nichts eher davon sagte, bis er im Stande wäre, eine ganze Geschichte zu lesen. Er gab sich daher so viele Mühe, und der kleine Heinrich, der sich gleichfalls keine Mühe verdrießen ließ, seinem Freunde zu helfen, war ein so guter Lehrmeister, daß er in ungefähr zwei Monaten Herrn Barlow mit einer Probe seiner Geschicklichkeit zu überraschen beschloß. Als sie daher eines Tages alle in dem Gartenhause beisammen waren, und Heinrichen das Buch gegeben wurde, stand Thomas auf, und sagte, wenn es Herrn Barlow so gefällig wäre, so wolle er versuchen zu lesen. O! von Herzen gern, sagte Herr Barlow; aber ich hätte eben so leicht vermuthet, daß du fliegen, als daß du lesen könntest. Thomas lächelte voll Bewußtseyn seiner erworbenen Fertigkeit, nahm das Buch, und las ganz fertig:

Die Geschichte der beiden Hunde.

In einer Weltgegend, wo es viele starke und wilde Thiere giebt, zog ein armer Mann zwei junge Hunde auf, von einer Art, die ihrer Größe und ihres Muths wegen am höchsten geschätzt wird. Da sie mehr als gemeine Stärke und Behendigkeit zu haben schienen, so hoffte er damit dem Gutsherrn ein angenehmes Geschenk zu machen, der ein reicher Mann war, und in einer großen Stadt

wohnte,

wohnte, wenn er ihm den einen davon brächte, der Bellan hieß, indeß er den andern, Namens Packan, selbst groß zog, um seine Heerde zu bewachen. Von dieser Zeit an führten diese beiden Zwillingshunde eine ganz verschiedene Lebensart. Bellan wurde in eine reiche Küche geschickt, wo er gar bald ein Liebling aller Bedienten wurde, die an seinen kleinen Possen und Neckereien ihre Freude hatten, und ihn mit einer Menge von Abfall reichlich bewirtheten. Weil er sich also vom Morgen bis zum Abend immerfort mästete, so wurde er ansehnlich groß, glatt und hübsch. Freilich aber war er dabei sehr unbehülflich, und so feige, daß er schon vor einem Hunde lief, der nur halb so groß war, als er selbst. Er war sehr gefräßig, und bekam oft Schläge, für die Diebstähle, die er in der Speisekammer verübte. Da er aber den Bedienten zu schmeicheln verstand, und sich bettelnd auf die Hinterpfoten stellte, wenn man es ihn hieß und außerdem zu apportiren wußte, so hatte man ihn in der ganzen Nachbarschaft sehr gern.

Packan, der indessen in einer Bauerhütte auf dem Lande lebte, stand sich so gut nicht, sah so plump aus, und hatte alle die artigen kleinen Künste nicht gelernt, wodurch er sich hätte empfehlen können. Da aber sein Herr zu arm war, irgend etwas zu unterhalten, was ihm zu nichts nützte, und immerfort in freier Luft seyn mußte, bei allem Wind und Wetter, und sichs um sein Brod sauer werden ließ: so wurde Packan abgehärtet, munter

und fleißig. Auch war er beständiger Gefahr von den Wölfen ausgesetzt, von denen er manchen derben Biß bekommen hatte, wenn er die Heerde bewachte. Durch diese anhaltenden Uebungen erwarb er sich einen so hohen Grad von Unerschrockenheit, daß er keinem Feinde den Rücken kehrte. Seine Wachsamkeit und Sorgfalt beschützten die Schaafe seines Herrn dergestalt, daß nie davon eins gefehlt hatte, seitdem sie seiner Aufsicht waren anvertraut worden. Seine Ehrlichkeit war so groß, daß sie sich durch keine Versuchung überwältigen ließ; und wenn er auch in der Küche allein gelassen wurde, wenn ein Braten am Feuer war, so vergriff er sich doch nie daran, sondern nahm das mit vielem Danke, was ihm sein Herr zu geben für gut fand. Durch den beständigen Aufenthalt in freier Luft war er so abgehärtet worden, daß er sich vor keinem stürmischen Wetter verkroch, wenn er die Heerde bewachen mußte; und er stürzte sich in den reissendsten Strom, im kältesten Winterwetter, so bald ihm sein Herr nur den kleinsten Wink gab.

Um diese Zeit traf es sich, daß der Gutsherr des armen Mannes sein Landgut besuchte, und seinen Hund, Bellan, mit sich nach seinem Geburtsorte brachte. Als er hier ankam, konnte er nicht umhin, mit großer Verachtung auf den rauhen, zottigen Packan zu blicken, und auf sein unbehülfliches Betragen, worin keine Spur von der Geschicklichkeit war, die er in seinem Bellan so sehr bewunderte. Gar bald aber wurde er durch

einen

einen Zufall, der ihm begegnete, ganz andrer Meinung.

Als er eines Tages in einem dichten Gehölze spaziren gieng, und Niemand, als die beiden Hunde, bei sich hatte, stürzte ein hungriger Wolf, mit feuerblitzenden Augen, mit gesträubtem Haar, und schrecklichem Geheule, aus einem nahen Dickigt, und schien ihn verschlingen zu wollen. Der unglückliche Mann hielt sich schon für so gut als verloren, vornehmlich, da er sah, daß sein treuer Bellan, anstatt ihm zu Hülfe zu kommen, sich, den Schweif zwischen den Beinen, davon schlich, und vor Furcht heulte. Allein, in diesem Augenblicke der Verzweifelung eilte der unerschrockne Packan, der ihm demüthig und unbemerkt von ferne gefolgt war, ihm zu Hülfe, und griff den Wolf mit so viel Muth und Behendigkeit an, daß er sich aus allen Kräften gegen ihn zur Wehr setzen mußte.

Der Kampf war anhaltend und blutig; am Ende aber legte Packan den Wolf todt zu seinen Füßen, ob er gleich selbst stark verwundet wurde, und seinem Herrn, der in dem Augenblicke herbei kam, ganz blutig und zerfleischt entgegen lief.

Der Gutsherr war voller Freuden über seine Rettung, und gegen seinen Erretter voller Dankbarkeit; und lernte aus eigner Erfahrung, daß man dem Scheine nicht immer trauen dürfe, und daß man oft große Tugend und edle Denkungsart in

Hütten finde, wenn man sie unter den Großen umsonst sucht.

Recht sehr gut, sagte Herr Barlow. Ich sehe, wenn gnädige Junker sich Mühe geben wollen, so können Sie eben so weit kommen, als andre Leute. — Aber, was sagst du nun zu der Geschichte, die du da gelesen hast, lieber Thomas? Hättest du lieber den hübschen, artigen Hund haben mögen, der seinen Herrn in der Gefahr, vom Wolfe gefressen zu werden, zurückließ, oder den armen, rauhen, zottigen, magern, verachteten Hund, der sein eignes Leben zu seiner Vertheidigung wagte? — Freilich hätte ich lieber den Packan haben mögen, sagte Thomas; aber dann hätt' ich ihn gefüttert, gewaschen, gekämmt, bis er so hübsch, wie Bellan, ausgesehen hätte. — Aber dann wär' er vielleicht eben so träge, eben so fett und feige geworden, wie dieser, sagte Herr Barlow. Doch, hier werden wir gleich mehr von ihm hören: laß uns die Geschichte zu Ende lesen. Thomas fuhr darauf so fort:

Dem Gutsherrn gefiel Packan's edles Verhalten so sehr, daß er den armen Mann ersuchte, ihm ein Geschenk mit dem Hunde zu machen, wozu er sich, obgleich sehr ungern, verstand. Packan kam also nach der Stadt, wo er von Jedermann geliebkoset und gefüttert wurde; und der nun in Ungnade

gefallene

gefallene Bellan wurde in der Bauerhütte zurückgelassen, mit dem dringenden Auftrage an den armen Mann, ihn als einen nichtswürdigen, unbrauchbaren Hund aufzuhängen.

So bald der Gutsherr abgereiset war, wollte der arme Mann seinen Auftrag vollziehen; da er aber die edle Gestalt und das hübsche Ansehen des Hunds erwog, und vornehmlich von Mitleiden gegen das arme Thier gerührt wurde, welches mit dem Schwanze wedelte, und seines neuen Herrn Füße leckte, als er ihm eben den Strick um den Hals legen wollte: so beschloß er, ihm das Leben zu schenken, und zu versuchen, ob er nicht durch eine andre Behandlungsart zu einem bessern Verhalten zu bringen sey. Er bekam nur wenig zu fressen, und wurde dadurch gar bald rühriger und behender. In dem ersten Regenschauer, das ihn traf, lief er davon, wie er bisher gethan hatte, und schlich sich ans Kaminfeuer; des Landmanns Frau aber trieb ihn sogleich zum Hause hinaus, und nöthigte ihn, die Unfreundlichkeit des Wetters auszuhalten. Hiedurch wurde er von Tage zu Tage stärker und abgehärteter, und achtete in wenig Monaten Kälte und Regen so wenig, als ob er auf dem Lande wäre groß gezogen worden.

Ob er nun gleich sich schon in manchem Betracht sehr gebessert hatte, so behielt er doch immer noch eine unbezwingliche Scheu vor wilden Thieren, bis er einstmals, da er allein durch ein Gehölz lief,

von einem großen und gierigen Wolfe angefallen wurde, der aus einem Dickigt hervorsprang, und ihn wütend bei der Gurgel faßte. Bellan wäre gern davon gelaufen; aber sein Gegner war zu behende und zu hitzig, um ihn dazu Zeit zu lassen.

Noth macht selbst Feige herzhaft. Da Bellan auf diese Art in seiner Flucht aufgehalten wurde, so gieng er auf seinen Feind los, packte ihn sehr glücklich bei der Kehle, und erwürgte ihn in einem Augenblick. Sein Herr kam darüber zu, sah seinen Kampf mit an, lobte ihn, und streichelte ihn so liebreich, wie er nie zuvor gethan hatte.

Ermuntert durch diesen Sieg, und durch den Beifall seines Herrn, wurde Bellan nach dieser Zeit eben so herzhaft, als er vorhin kleinmüthig gewesen war; und nun war bald kein Hund in der ganzen Gegend so sehr das Schrecken der Raubthiere, als er.

Unterdessen that Packan, anstatt wilde Thiere aufzujagen, oder Schafe zu bewachen, nichts weiter, als fressen und schlafen, welches man ihm aus Erkenntlichkeit für seine geleisteten Dienste zu thun erlaubte. Da sich alle Fertigkeiten des Geistes und Körpers gar bald verlieren, wenn sie nicht beständig in Uebung erhalten werden, so hörte er nun bald auf, der herzhafte, muthige, kühne Hund zu seyn, der er vorhin war, und hatte nun schon alle die Fehler an sich, welche Folgen des Müßigganges und der Gefräßigkeit sind. Um diese Zeit gieng der

Guts-

Gutsherr wieder auf das Land, nahm seinen Hund mit sich, und wollte ihn wiederum seine Herzhaftigkeit gegen die Wölfe, seine alten Feinde, versuchen lassen.

Die Bauern trieben daher bald einen Wolf in einem benachbarten Walde auf; und der Gutsherr gieng mit Packan dahin, in der Erwartung, daß er sich dort eben so, wie das Jahr vorher, verhalten werde Aber wie groß war sein Erstaunen, als er gleich beim ersten Angriffe seinen geliebten Hund mit allen Merkmalen der Furcht davon laufen sah! In eben dem Augenblicke sprang ein andrer Hund hervor, griff den Wolf mit der größten Unerschrockenheit an, und legte ihn, nach blutigem Kampfe, todt zu Boden.

Der Gutsherr konnte nicht umhin, die Feigheit seines Lieblings zu beklagen, und den edlen Muth des andern Hundes zu bewundern. Zu seiner größten Verwunderung aber fand er, daß dieser eben der Bellan war, den er vor einem Jahre fortgeschaft hatte. Ich sehe nun wohl, sagte er zu dem Landmanne, daß es umsonst ist, von denen Muth und Herzhaftigkeit zu erwarten, die ein träges und ruhiges Leben führen; und daß beständige Bewegung und gehörige Zucht oft im Stande sind, schlechte Gemüthsarten in gute zu verwandeln.

In der That, sagte Herr Barlow, als die Geschichte zu Ende war, ich freue mich recht sehr

darüber, daß Thomas so fertig lesen gelernt hat. Er wird nun keine fremde Hülfe gebrauchen, sondern im Stande seyn, sich selbst die Zeit zu vertreiben, so oft er Lust hat. Alles, was in unsrer Sprache geschrieben ist, wird er nunmehr lesen können; er mag nun kleine unterhaltende Erzählungen lesen wollen, wie die war, welche er uns heute vorlas, oder die Begebenheiten guter und großer Männer in der Weltgeschichte; oder sich mit der Natur der wilden Thiere und Vögel bekannt zu machen suchen, die es in andern Ländern giebt, und die in Büchern beschrieben sind. Kurz, ich weiß kaum etwas, was er von nun an nicht in seiner Gewalt haben wird; und ich hoffe nun, daß er dereinst noch ein ganz vernünftiger Mann werden, und im Stande seyn wird, andre zu belehren und zu unterrichten.

Ja, sagte Thomas, von allen diesem Lobe etwas aufgeblasen, ich bin jetzt Willens so geschickt zu werden, als ein Mensch auf der Welt; und ob ich gleich noch so klein bin, so zweifle ich doch nicht, daß ich schon mehr weiß, als manche erwachsene Leute; und ich bin gewiß, daß unter den sechs Schwarzen in unserm Hause kein einziger ist, der eine Geschichte so gut lesen kann, als ich. Herr Barlow sah bei diesem geschwinden Ausbruche von Eitelkeit etwas ernsthaft aus, und sagte ein wenig kalt: Wer hat es denn versucht, ihnen etwas beizubringen? vermuthlich Niemand, sagte Thomas. — Nun, was ist es denn groß Wunder,

der, wenn sie nichts wissen? erwiederte Herr Barlow. Du würdest vermuthlich auch nimmermehr etwas gelernt haben, wenn man dir nicht zu Hülfe gekommen wäre; und selbst jetzt weißt du noch sehr wenig.

Auf diese Art machte Herr Barlow den Anfang mit der Erziehung Thomas Merton's, der von Natur viele gute Anlagen hatte, ob man ihn gleich viele üble Gewohnheiten hatte annehmen lassen, wodurch jene zuweilen verhindert wurden, sich zu äußern. Vornehmlich war er sehr heftig, und glaubte ein Recht zu haben, über einen Jeden zu befehlen, der nicht so gut gekleidet war, als er. Durch diese Einbildung ließ er sich oft zu Unanständigkeiten verleiten; und einmal fand sich eine Gelegenheit, daß er darüber eine sehr bittre Kränkung leiden mußte. Dieser Vorfall eräugnete sich auf folgende Art:

Als Thomas einmal mit seinem Holze einen Ball schlug, flog derselbe über eine Hecke auf ein benachbartes Stück Landes. Er sah daselbst einen kleinen zerlumpten Knaben gehen, und befahl ihm auf eine sehr gebietrische Art, ihm den Ball wieder zu bringen. Der kleine Knabe kehrte sich daran nicht, sondern gieng fort, und ließ den Ball liegen. Hierauf schrie Thomas ihm noch lauter zu, als vorhin, und fragte ihn: ob er denn nicht höre, was er sagte?

O! ja, sagte der Knabe, recht gut; denn ich bin nicht taub.

Oho! rief Thomas, wenn du das nicht bist, so bringe mir gleich den Ball.

Dazu hab' ich nicht Lust, sagte der Knabe.

Junge, rief Thomas, wenn ich zu dir komme, will ich dir schon die Lust machen.

Vielleicht auch nicht, sagte der Knabe, mein schöner junger Herr.

Du kleiner Schlingel, sagte Thomas, der nun anfing sehr böse zu werden, wenn ich über die Hecke komme, so will ich dich tüchtig abprügeln, daß du an mich denken sollst.

Hierauf antwortete der andere nichts weiter, als mit einem lauten Gelächter, wodurch Thomas dergestalt aufgebracht wurde, daß er über die Hecke kletterte, und auf das Stück Land hinunter springen wollte; zum Unglück aber glitt sein Fuß aus, und er fiel hinab in einen Graben, der voll Wasser und Morast war.

Hier wälzte sich Thomas einigemal herum, und suchte heraus zu kommen; aber vergebens; denn seine Füße blieben in dem Sumpf stecken, oder glitschten von der steilen Seite des Grabens hinab. Seine hübsche Weste wurde über und über beschmutzt, und seine weissen Strümpfe und Beinkleider ganz fleckig und übel zugerichtet. Dazu kam noch, daß er zuerst Einen Schuh, und bald

hernach den andern verlor. Sein feiner Hut fiel ihm vom Kopfe, und wurde gleichfalls ganz schmutzig. In dieser Noth wäre er gewiß eine Zeitlang geblieben, wenn sich nicht der kleine zerlumpte Junge seiner erbarmt, und ihm geholfen hätte.

Thomas war so verdrießlich und beschämt darüber, daß er kein Wort sagen konnte, sondern in einem so übeln Aufzuge nach Hause lief, daß Herr Barlow, der ihm gleich begegnete, in Sorgen stand, er müsse sich Leides gethan haben. Als er aber hörte, was vorgegangen war, konnte er nicht umhin, darüber zu lächeln, und gab Thomas den Rath, künftig sich besser vorzusehen, wenn es ihm einfiele, kleine Betteljungen abzuprügeln.

Den folgenden Tag gab Herr Barlow Heinrichen, als sie zusammen im Gartenhause waren, folgende Erzählung zu lesen auf:

Androkles und der Löwe.

Es war einmal ein Sklave, mit Namen Androkles, dem sein Herr so übel begegnete, daß ihm sein Leben unerträglich wurde. Da er für seine Leiden keinen andern Ausweg fand, so sagte er am Ende bei sich selbst: ich will lieber sterben, als ferner ein so beschwerliches und elendes Leben führen, wie ich bisher habe führen müssen.

Ich bin daher Willens, meinem Herrn zu entlaufen. Bekommt man mich wieder, so weiß ich

gewiß, daß ich eines grausamen Todes sterben muß; aber es ist doch besser, ein für allemal sterben als so elend leben. Komme ich davon, so muß ich mich in Einöden und Wälder begeben, die bloß von wilden Thieren bewohnt werden; diese aber können mir nicht härter begegnen, als meine Nebenmenschen mir begegnet haben; und so will ich mich lieber ihnen Preis geben, als ferner ein so unglücklicher Sklave seyn.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt hatte, nahm er einer Gelegenheit wahr, das Haus seines Herrn zu verlassen; und verbarg sich in einem dichten Walde, der einige Meilen von der Stadt entfernt war. Aber hier fand der unglückliche Mann, daß er bloß Einer Art von Elend entgangen sey, um eine andre zu erfahren. Er irrte den ganzen Tag in einem großen, unwegsamen Gehölz umher, wo er beständig von Dornen und Disteln verwundet und zerrissen wurde. Ihn hungerte; aber er konnte in dieser schrecklichen Einöde nichts zu essen finden; endlich war er schon vor Entkräftung halb todt, und legte sich voller Verzweiflung in einer großen Höhle nieder, die er von ungefähr antraf.

Der arme Mann! sagte Heinrich, dem diese klägliche Geschichte sehr zu Herzen gieng; ich wollte, ich wäre ihm begegnet; ich hätte ihm all mein Mittagsessen gegeben, und mein Bette dazu. Aber

sagen

sagen Sie mir doch, Herr Barlow, warum begegnet denn ein Mensch dem andern so grausam? und warum muß der eine des andern Knecht seyn, und sich so viele Mißhandlungen gefallen lassen?

Ey nun, antwortete Thomas, einige Leute sind von adelicher Geburt, und haben über andre zu befehlen; andre sind gebohrne Knechte, und müssen thun, was ihnen befohlen wird.

Ich erinnere mich noch, eh ich hieher kam, daß wir eine Menge Mohren und Mohrinnen hatten, von denen mir meine Mutter sagte, sie wären bloß dazu gebohren, um mir aufzuwarten; und ich pflegte sie zu schlagen und zu stoßen, und nach ihnen zu werfen, so bald ich über etwas böse war; und sie hatten nicht das Herz, mich wieder zu schlagen, weil sie Leibeigne waren.

Aber sagen Sie mir doch, junger Herr, wodurch sind denn diese Leute zu Leibeignen geworden?

Th. Weil mein Vater sie für sein Geld gekauft hat.

Hr. B. Folglich sind alle die Leute Leibeigene, die man für Geld gekauft hat? nicht wahr?

Th. Allerdings.

Hr. B. Und die Leute, welche sie kaufen, haben das Recht, sie zu stoßen und zu schlagen, und mit ihnen zu machen, was sie Lust haben?

Th. Ja freilich.

Hr. B. Wenn ich dich also nehmen, und an den Pächter Sandford verkaufen wollte, so würde er das Recht haben, mit dir zu machen, was ihm beliebte?

Nein, Herr Barlow, sagte Thomas etwas heftig; Sie würden kein Recht haben, mich zu verkaufen, und er kein Recht, mich zu kaufen.

Hr. B. Nun, so giebt auch das Verkaufen oder Kaufen eines Menschen keinem andern das Recht, ihm übel zu begegnen; sondern bloß der Umstand, daß einer das Recht hat, den andern zu verkaufen, und daß der Käufer das Recht hat, ihn zu kaufen?

Th. Allerdings.

Hr. B. Und was für Recht hatten denn die Leute, welche die armen Neger deinem Vater verkauften, sie zu verkaufen? oder was für Recht hatte dein Vater, sie zu kaufen?

Hierüber schien Thomas sehr in Verlegenheit zu gerathen; am Ende aber sagte er: Sie werden aus einem sehr entfernten Lande auf Schiffen hergebracht; und so werden sie Sklaven.

Gut, sagte Herr Barlow, wenn ich dich also in ein andres Land zu Schiffe hinführe, so hab' ich das Recht, dich zu verkaufen?

Th. Nein, Herr Barlow, das würden Sie nicht thun, weil ich von Adel bin.

Hr. B. Was willst du damit sagen?

Je nun, sagte Thomas, ein wenig beschämt, daß ich ein schönes Haus, und schöne Kleider, und eine Kutsche, und viel Geld habe, wie mein Papa hat.

Hr. B. Wenn du also weiter kein schönes Haus, keine schöne Kleider, und nicht viel Geld mehr hättest, so könnte Jemand, der dieß alles hätte, dich zum Sklaven machen, und dir übel begegnen, und dich schlagen, und dich mißhandeln, und alles mit dir machen, was er wollte?

Th. Nein, Herr Barlow, das wäre gar nicht erlaubt, daß mir irgend Jemand schlecht begegnete.

Hr. B. Nun, so sollte billig auch keiner dem andern schlecht begegnen?

Th. Freilich nicht.

Hr. B. Wenn man aber einen zum Sklaven macht, begegnet man ihm da schlecht, oder nicht?

Th. Freilich wol schlecht.

Hr. B. Folglich sollte dich billig Niemand zum Sklaven machen?

Th. Im geringsten nicht.

Hr. B. Wenn aber Niemand dem andern übel begegnen darf, und man demjenigen übel begegnet, den man zum Sklaven macht, so darfst du billig auch keinen andern Menschen zum Sklaven machen.

Th. Freilich wol nicht; und in Zukunft will ich auch unserm Wilhelm niemals übel begegnen, ihn nicht kneipen noch stoßen, wie ich sonst zu thun pflegte.

Nun, da wirst du denn auch ein sehr gutes Kind seyn, sagte Herr Barlow. — Aber jetzt wollen wir in unsrer Geschichte fortfahren.

Dieser unglückliche Mensch hatte sich nicht lange in der Höhle ausgeruht, so hörte er ein fürchterliches Getöse, welches das Brüllen irgend eines wilden Thiers zu seyn schien, und ihn sehr erschreckte.

Er fuhr auf, um die Flucht zu nehmen, und hatte schon den Ausgang der Höhle erreicht, als er einen Löwen von ungeheurer Größe auf sich zukommen sah, dem er unmöglich mehr entgehen konnte. Der unglückliche Mann hielt jetzt seinen Tod für unvermeidlich; allein, zu seinem großen Erstaunen, nahte sich ihm das Thier mit sanftem Schritte, ohne die mindeste Spur von Feindseligkeit oder Wuth, und gab eine Art von traurigem Ton von sich, als ob es den Mann um seinen Beistand bitten wollte. Androkles, der von Natur sehr herzhaft und entschlossen war, bekam durch diesen Umstand Muth, seinen ungeheuern Gast näher in Augenschein zu nehmen; und dieser ließ ihm dazu völlig Zeit.

Er sah, wie ihm der Löwe nahe kam, daß er auf dem einen Beine zu hinken schien, und daß der Fuß sehr aufgeschwollen war, als ob er daran wäre verwundet worden. Durch das zahme Betragen

gen des Löwen wurd' er immer noch dreister; und nun gieng er zu ihm, und faßte ihn bei der verwundeten Pfote, gleich einem Wundarzte, der den Schaden seines Kranken besichtigen will.

Jetzt sah er, daß ein ungewöhnlich großer Dorn in den Ballen des Fußes eingedrungen, und Schuld an der von ihm bemerkten Geschwulst und Lähmung war. Androkles fand, daß der Löwe seine Vertraulichkeit im mindesten nicht übel nahm, sondern vielmehr äußerst freundlich that, und ihn durch seine Liebkosungen aufzumuntern schien, daß er nur damit fortfahren möchte.

Er zog ihm also den Dorn heraus, und drückte aus der Geschwulst eine ziemliche Menge von Materie heraus, die ihm eigentlich so viel Schmerz und Unlust verursacht hatte. So bald sich der Löwe hiedurch erleichtett fühlte, fieng er an, auf alle nur mögliche Art seine Freude und Dankbarkeit an den Tag zu legen.

Er sprang, gleich einem muntern Windspiele, umher, wedelte mit seinem ungeheuern Schweif, und leckte seinem Arzte die Hände und Füße. Und diese Bezeugungen seiner Zuneigung waren ihm noch nicht hinreichend; von diesem Augenblick an wurde Androkles sein Gast; auch gieng der Löwe niemals auf Beute aus, ohne seinen Raub mit sich nach Hause zu bringen, und ihn mit seinem Freunde zu theilen.

In diesem wilden Stande von Gastfreundschaft lebte Androkles verschiedene Monate nach einander fort. Endlich, da er einmal durch die Wälder umher irrte, stieß er auf eine bewaffnete Mannschaft, die ausgeschickt war, um ihn aufzusuchen. Sie nahmen ihn gefangen, und brachten ihn zu seinem Herrn zurück.

Da die Gesetze dieses Landes gegen Sklaven sehr strenge waren, so hielt man Gericht über ihn, und fand, daß er sich der Entlaufung von seinem Herrn schuldig gemacht habe. Zur Strafe für dieß angebliche Verbrechen ward er verurtheilt, von einem wütenden Löwen in Stücke zerrissen zu werden, den man viele Tage hindurch hatte hungern lassen, um ihn dadurch noch desto wütender zu machen.

Als der bestimmte Augenblick da war, wurde der Unglückliche ganz wehrlos mitten auf einen großen freien Platz hingestellt, der auf allen Seiten eingeschlossen war, und um welchen her sich viel tausend Leute versammelt hatten, dieß klägliche Schauspiel mit anzusehen. Sogleich hörte man ein fürchterliches Gebrülle, welches die Zuschauer in Schrecken setzte, und ein ungeheurer Löwe stürzte aus einer Höhle hervor, die man mit Fleiß öffnete, mit empor gesträubter Mähne, und flammenden Augen, und einem Rachen, wie ein offnes Grab.

Alsbald herrschte überall eine traurige Stille. Aller Augen waren auf das bestimmte Schlachtopfer gerichtet, dessen Untergang jetzt unvermeidlich zu

seyn schien. Allein das Mitleid der versammelten Menge verwandelte sich bald in Erstaunen, als man sah, daß der Löwe, anstatt seinen wehrlosen Raub zu verschlingen, sich demüthig ihm zu Füßen legte, ihm, wie ein treuer Hund seinem Herrn, liebkosete, und sich über ihn freute, wie eine Mutter, die unvermuthet ihr Kind wieder findet.

Der Statthalter des Orts, welcher zugegen war, befahl darauf dem Androkles, ihnen dieß unbegreifliche Räthsel aufzulösen, daß ein wildes Thier von der grimmigsten Art in einem Augenblicke seine angebohrne Raubgier ablegen, und so zahm und unschädlich werden könne. Androkles erzählte darauf der versammelten Volksmenge alle Umstände seiner im Walde erlebten Abentheuer, und sagte zuletzt, daß eben der Löwe, der jetzt vor ihnen stehe, daselbst sein Freund und Ernährer gewesen sey.

Alle Zuschauer erstaunten, und freuten sich darüber, zu finden, daß selbst die wildesten Thiere sich durch Dankbarkeit zähmen, und durch Menschlichkeit rühren lassen; und sie vereinigten sich insgesammt, um die Begnadigung des unglücklichen Mannes bei dem Statthalter zu bitten. Diese ward ihm sogleich gewährt; auch erhielt er den Löwen zum Geschenke, der ihm auf diese Weise zweimal sein Leben gerettet hatte.

In der That, sagte Thomas, das ist eine sehr artige Geschichte; aber ich hätte doch nie ge-

dacht, daß ein Löwe so zahm werden könnte. Ich glaubte, Löwen, Tiger und Wölfe wären so wild und grimmig, daß sie alles, was ihnen vorkäme, in Stücken rissen.

Wenn sie hungrig sind, sagte Herr Barlow, so bringen sie alle Thiere um, die ihnen in den Weg kommen, um sie zu verzehren; denn sie können von sonst nichts leben, als von Fleisch, wie Hunde und Katzen, und manche andre Thiere. Sind sie nicht hungrig, so lassen sie sich selten darauf ein, ohne Noth Unheil anzurichten; und folglich sind sie nicht so grausam als manche Leute, die ich gekannt habe, und selbst nicht so grausam, als manche Kinder, welche die Thiere quälen und martern, ohne dazu die mindeste Ursache zu haben.

Das ist nur allzu wahr, sagte Heinrich; und ich besinne mich, daß ich einmal vor einigen Tagen über die Heerstraße gieng, und einen kleinen häßlichen Jungen sah, der einen armen Packesel sehr mißhandelte. Das arme Thier war so lahm, daß es kaum aus der Stelle konnte; und doch schlug ihn der Junge mit einem großen Stock, so derb er nur konnte, daß er geschwinder fortgehen sollte. Und was sagtest denn du zu ihm? fragte Herr Barlow.

H. Ich stellte ihm vor, wie schlecht und unmenschlich das wäre, und fragte ihn, wie Ihm das gefallen würde, wenn ihn ein andrer Knabe, der stärker wäre, als er, eben so schlagen wollte.

Hr.

Hr. B. Und was gab er dir darauf zur Antwort?

H. Er sagte, es wäre seines Vaters Esel, und also hätt' er das Recht, ihn zu schlagen; und wenn ich noch ein Wort weiter sagte, so wollte er mich auch schlagen.

Hr. B. Und was antwortetest du ihm?

H. Ich sagte ihm, wenn der Esel auch seinem Vater gehöre, so solle er ihn doch nicht mißhandeln; denn wir alle wären Gottes Geschöpfe, und sollten billig einander lieben, wie uns Gott liebt. Wenn er mich aber schlüge, so hätt' ich das Recht, ihn wieder zu schlagen; und das würd' ich thun, ob er gleich beinahe eben so groß wäre, als ich.

Hr. B. Und schlug er dich denn?

H. O! ja. Er wollte mich mit dem Stock auf den Kopf schlagen; aber ich bückte mich nieder; und so fiel der Schlag auf meine Schulter. Und da wollt' er mich wieder schlagen; aber ich packte ihn, und warf ihn auf die Erde; da fing er an zu wimmern, und bat mich, ihm nicht weh zu thun.

Hr. B. Gemeiniglich pflegen die härtesten Menschen auch die feigsten zu seyn. Aber was thatst du nun?

H. Ich sagte ihm, daß ich ihm nicht weh thun wollte; da er sich aber mit mir eingelassen hätte, so wollt' ich ihn nicht eher aufstehen lassen, bis er

mir versprochen hätte, dem armen Esel weiter kein Leides zu thun. Dieß that er; und nun ließ ich ihn weiter seinen Gang gehen.

Daran thatst du sehr wohl, sagte Herr Barlow; und vermuthlich sah der Knabe, als er wieder aufstand, eben so einfältig aus, wie Thomas damals that, als der kleine Betteljunge, den er schlagen wollte, ihm aus dem Graben half.

Ja, Herr Barlow, versetzte Thomas etwas verwirrt, ich würde ihn nicht haben schlagen wollen; aber er wollte mir meinen Ball nicht wieder bringen.

Hr. B. Und was für Recht hattest du, von ihm zu verlangen, daß er dir deinen Ball wieder bringen sollte?

Th. Ey nun, er war ein kleiner Betteljunge; und ich bin ein Junker.

Hr. B. Also hat jeder Junker das Recht, kleinen Betteljungen zu befehlen?

Th. Allerdings.

Hr. B. Wenn also deine Kleider abgetragen werden, und so lumpicht, wie des Betteljungen seine, so wird jeder Junker das Recht haben, dich zu schlagen.

Thomas sah etwas beschämt aus, und sagte: Aber, er hätte es doch wol thun können, da er an der andern Seite der Hecke war.

Hr.

Hr. B. Und vermuthlich würd' er es auch gethan haben, wenn du ihn höflich gebeten hättest, es zu thun; aber, wenn Leute in einem hohen Tone sprechen, so werden wenige bereit seyn, ihnen zu dienen. Aber, da der Knabe arm und zerlumpt war, so botest du ihm vermuthlich Geld dafür, wenn er dir deinen Ball holte?

Th. Nein, das that ich freilich nicht; ich hab' ihm weder was gegeben, noch angeboten.

Hr. B. Vermuthlich hattest du nichts bei dir, was du ihm geben konntest?

Th. O! ja, ich hatte was; — ich hatte alles dieß Geld hier. (Hier zog er einige Schillinge hervor.)

Hr. B. Vielleicht aber war der Knabe so reich, wie du?

Th. Nein, Herr Barlow, das war er gewiß nicht; denn er hatte keinen Rock; und seine Weste und Beinkleider waren ganz zerlumpt und zerrissen; auch hatte er keine Schuhe; und seine Strümpfe waren voller Löcher.

Hr. B. Haha! nun merk' ich, was zu einem Junker gehört. Ein Junker ist ein Mensch, der, wenn er alles im Ueberfluß hat, alles für sich behält; der die Leute prügelt, wenn sie ihm nicht umsonst dienen wollen; und der auch dann, wenn sie ihm, trotz seinem Uebermuth, den größten Gefallen gethan haben, gar nichts von Erkenntlichkeit

fühlt,

fühlt, und ihnen nichts wieder zu Gefallen thut. Ich sehe nun wohl, der Löwe des Androkles war kein adelicher Junker.

Thomas wurde durch diesen Verweis so gerührt, daß er sich kaum der Thränen enthalten konnte; und, da er wirklich ein guter Knabe war, so beschloß er, dem kleinen Betteljungen etwas zu geben, so bald er ihn wieder sehen würde. Und dazu fand er bald Gelegenheit; denn noch an eben dem Nachmittage sah er ihn, auf einem Spaziergange, in einiger Entfernung Heidelbeeren pflücken; und nun gieng er zu ihm, und redete ihn so an: Kleiner Junge, sage mir doch, warum bist du so zerlumpt? hast du keine andre Kleider?

Ach! nein, sagte der Knabe; ich habe sieben Brüder und Schwestern; und die sind alle so abgerissen, wie ich bin; aber daran würd ich mich nun eben nicht kehren, wenn ich nur immer satt zu essen hätte.

Th. Und warum kannst du nicht satt zu essen haben, kleiner Junge?

Weil mein Vater das Fieber hat, und jetzt in der Erntezeit nicht arbeiten kann. Mutter sagt, wir müssen alle todt hungern, wenn der liebe Gott sich nicht unser annimmt.

Thomas antwortete ihm nichts hierauf, sondern lief in voller Eile nach Hause, und kam sogleich wieder zurück, beladen mit einem großen

Brodte,

Brodte, und einem vollen Anzug von seinen eignen Kleidern. Hier, kleiner Junge, sagte er; du warst sehr gutherzig gegen mich; und so will ich dir auch das hier geben; denn ich bin reich, und habe noch viel mehr.

Nichts glich der Freude auf dem Gesichte des Knaben, als er dieß Geschenk erhielt, außer die Freude, die Thomas selbst zum erstenmal bei dem Gedanken fühlte, eine edle und dankbare Handlung zu thun.

Er hüpfte davon, ohne auf die Danksagung des kleinen Knaben zu warten; und da ihm auf dem Rückwege Herr Barlow begegnete: so erzählte er ihm mit frohlockender Miene, was er gethan hatte. Herr Barlow antwortete ihm ganz kalt: du hast sehr wohl daran gethan, dem kleinen Jungen die Kleider zu geben; denn die gehörten dir; aber was für Recht hattest du, mein Brod wegzugeben, ohne mich vorher um Erlaubniß zu bitten?

Th. Ich that das, Herr Barlow, weil der kleine Junge sagte, er sey sehr hungrig, und habe sieben Brüder und Schwestern, und sein Vater sey krank, und könne nicht arbeiten.

Hr. B. Das ist eine sehr gute Ursache, ihnen das zu geben, was dir selbst gehörte; aber nicht etwas wegzugeben, was nicht dein war. Was würdest du dazu sagen, wenn Heinrich alle deine Kleider weggäbe, ohne dich vorher um Erlaubniß zu bitten?

Th.

Th. Das würde mir gar nicht gefallen; und ich will nun auch nie wieder etwas weggeben, was Ihnen gehört, ohne Sie vorher darum zu fragen.

Daran wirst du sehr wohl thun, sagte Herr Barlow; und hier ist eine kleine Geschichte, die du gerade über diese Materie lesen kannst.

Geschichte des Cyrus.

Cyrus war ein kleiner Knabe von sehr guten natürlichen Fähigkeiten, und von sehr gutherziger Gemüthsart. Er hatte verschiedne Lehrer, die ihm alles, was gut war, beizubringen suchten, und er wurde in der Gesellschaft mehrerer Knaben erzogen, die mit ihm ungefähr von gleichem Alter waren.

Einmal Abends fragte ihn sein Vater, was er den Tag über gethan oder gelernt hätte Lieber Vater, sagte Cyrus, ich bin heute darüber bestraft worden, daß ich ungerecht geurtheilt habe. Wie so? fragte sein Vater.

Es waren da zwei Knaben, antwortete Cyrus, von welchen der eine groß, und der andre noch klein war. Nun traf sichs, daß der kleine Knabe einen Rock hatte, der viel zu groß für ihn war; der große Knabe hingegen hatte einen, der ihm kaum bis auf die Hüften reichte, und ihm überall viel zu enge war.

Dieser

Dieser that daher dem kleinen Knaben den Vorschlag, seinen Rock mit dem seinigen zu vertauschen; alsdann sagte er, werden unsre Kleider uns genau passen; denn dein Rock ist dir um eben so viel zu groß, als mir der meinige zu klein ist.

Der kleine Knabe wollte diesen Vorschlag nicht eingehen; der große nahm ihm darauf seinen Rock mit Gewalt weg, und gab dagegen dem kleinen Knaben den seinigen. Indem sie darüber noch stritten, kam ich ihnen eben in den Weg, und sie wurden darüber eins, mich zum Schiedsrichter ihres Streits zu machen. Ich that aber den Ausspruch, daß der kleine Knabe den kleinen, und der große den großen Rock behalten solle; und dieses Urtheils wegen bestrafte mich mein Lehrer. Und warum das? sagte der Vater des Cyrus; schickte sich nicht der kleine Rock am besten für den kleinen Knaben, und der große für den großen?

Freilich wol, antwortete Cyrus; aber mein Lehrer sagte mir, man habe mich nicht deswegen zum Richter ernannt, daß ich untersuchen solle, welcher Rock sich für jeden Knaben am besten schicke, sondern ob es recht sey, daß der große Knabe dem kleinen seinen Rock wider seinen Willen wegnahm; und ich habe daher ein ungerechtes Urtheil gefällt, und Strafe verdient.

Kaum war die Geschichte zu Ende, so wunderten sie sich, einen kleinen Betteljungen auf sich zulaufen zu sehen, der einen Bündel mit Kleidungsstücken unterm Arm trug. Seine Augen waren wie von Schlägen ganz blau, seine Nase war aufgeblasen, sein Hemde war blutig, und seine Weste hieng ihm nur noch eben auf dem Rücken; so sehr war sie zerrissen.

Er lief auf Thomas zu, warf den Bündel vor ihn hin, und sagte: Hier, junger Herr, nehmen Sie Ihre Kleider wieder hin! Ich wollte, sie hätten lieber tief in dem Graben gelegen, woraus ich Sie zog, als daß ich sie auf dem Leibe gehabt hätte. Aber ich will dergleichen Flitterstaat auch nie wieder anziehen, so lang' ich lebe.

Was giebts denn? sagte Herr Barlow, der bald merkte, daß über das Geschenk des Thomas irgend ein Unheil müsse entstanden seyn. Ach! lieber Herr, antwortete der Knabe, der kleine Herr da gab mir Schläge, weil ich ihm nicht seinen Ball holen wollte. Aber ich hätte ihm ja den Ball von Herzen gern gebracht, wenn er mich nur höflich darum gebeten hätte. Aber, ob ich gleich arm bin, so bin ich doch nicht sein Sklave, wie der schwarze Wilhelm seyn soll; und darum wollt' ich es nicht thun.

Darauf sprang der junge Herr hier über die Hecke, mich zu schlagen; statt dessen aber purzelte er in den Graben, und wälzte sich darin so lange

herum,

herum, bis ich ihm heraus half. Und darauf gab er mir diese Kleider hier, aus guter Meinung; und ich war solch ein Narr, daß ich sie anzog; denn es sind lauter seidene Kleider, und sehen so hübsch aus daß alle die kleinen Jungen mir nachliefen, und nachschrien: und Hänschen Dowset warf eine Handvoll Koth nach mir, und machte mich über und über schmutzig.

Oho! Hänschen, sagt' ich, willst du dich so mausig machen? Und darauf stieß ich ihm mit geballter Faust in den Leib; und er gieng heulend davon. Aber Wilhelmchen Gibson und Gustel Kelly kamen auch, und sagten, ich säh aus, wie ein Franzos; und da fingen wir uns an zu balgen, und ich kriegte sie unter; aber ich mag mir nicht überall nachschreien lassen, mag nicht aussehen, wie ein Franzos; und darum hab' ich dem jungen Herrn seine Kleider wieder gebracht.

Herr Barlow fragte den kleinen Knaben, ob er noch einen Vater habe; und er sagte ihm, sein Vater wohne eine kleine Stunde weit, am Ende von Runny Lane. Darauf sagte Herr Barlow zu Heinrich, er wolle dem armen Manne etwas Suppe und andres Essen schicken; ob er es hinbringen wolle, wenn es fertig wäre? Herzlich gern, sagte Heinrich, und wenn es auch fünfmal so weit wäre. Herr Barlow gieng also in das Haus, um das Essen zu bestellen. Während der Zeit betrachtete Thomas den kleinen Knaben eine

Zeitlang stillschweigend und sagte darauf: Armer Junge, du bist also bis auf Blut geschlagen und gemißhandelt, bloß darum, weil ich dir meine Kleider gab? Das thut mir wirklich sehr leid. Ich danke Ihnen, lieber kleiner Junker, sagte der Knabe; aber es steht nun nicht mehr zu ändern. Ich weiß, Sie haben mir nichts Böses zugedacht; und ich bin auch so weichherzig nicht, daß ich mir aus etwas Prügelei viel mache. Leben Sie also recht sehr wohl.

So bald der kleine Knabe weggegangen war, sagte Thomas: Ich wollte nur, daß ich Kleider hätte, die der kleine Junge tragen könnte; er scheint ein guter Junge zu seyn; und ich würde sie ihm geben. Dazu kannst du sehr leicht kommen, sagte Heinrich; denn gleich hier im nächsten Flecken ist eine Bude, worin allerlei Kleider für arme Leute zu haben sind. Du hast ja Geld, und kannst also leicht welche kaufen.

Heinrich und Thomas verabredeten darauf, des folgenden Morgens früh nach dem Flecken zu gehen, und einige Kleider für die armen Kinder zu kaufen. Sie giengen ganz früh aus, und hatten ohngefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie das laute Gebelle einiger Hunde hörten, die im vollen Geschrei in einiger Entfernung zu laufen schienen. Thomas fragte darauf Heinrich, ob er nicht wüßte, warum die Hunde so bellten. O! ja, sagte Heinrich, das weiß ich recht gut; es

ist

ist Junker Jagdlieb, der mit seinen Hunden einen armen Hasen hetzt. Mich wundert aber, daß sie sich nicht schämen, sich mit einem so armen unschädlichen Thiere einzulassen, das sich nicht zu wehren weiß. Wenn sie doch einmal jagen wollen, warum jagen sie keine Löwen und Tiger, und andre dergleichen böse, schädliche Thiere, wie es in andern Ländern geben soll. Ich habe davon in meinen Büchern gelesen.

Was sagst du? versetzte Thomas; da muß sichs denn ja sehr gefährlich leben. Du mußt wissen, antwortete Heinrich, daß die Leute an einigen Oertern gewohnt sind, nackend zu gehen; und dadurch werden sie so ungemein behende, daß sie laufen können, wie ein Reh; und wenn ihnen dann ein Tiger oder Löwe zu nahe kommt, und ihre Schafe und Rinder frißt, so gehen ihrer sechs oder sieben, mit Wurfspießen gerüstet, aus, und streifen durch alle Wälder, und suchen überall, bis sie ihn aufgefunden haben; und dann machen sie Lärmen, und fodern ihn auf, sie anzugreifen. Darauf fängt er an zu brüllen und zu toben, und sich mit dem Schweif um den Leib zu schlagen, bis er in der äußersten Wuth auf den zuspringt, der ihm am nächsten ist.

Lieber Heinrich! rief Thomas, der wird denn wohl gewiß in Stücke zerrissen.

Nichts weniger, antwortete Heinrich; er springt ihm wie ein Windspiel aus dem Wege,

indeß der zunächst stehende einen Wurfspieß auf den Löwen zuwirft, und ihn vielleicht damit in der Seite verwundet; darüber ergrimmt er noch mehr; er springt noch einmal, wie der Blitz, auf den zu, der ihn verwundet hat; dieser aber weicht ihm eben so aus, wie jener; und zuletzt fällt das arme Thier von allen den Wunden, die es bekommen, todt zur Erde.

O! sagte Thomas, das muß sonderbar aussehen; ich möchte wol aus einem Fenster zusehn, wo ich sicher wäre.

Das möcht' ich nicht, antwortete Heinrich; denn es muß doch ein kläglicher Anblick seyn, wenn solch ein edles Thier sich martern und sterben muß. Aber die Leute müssen das thun, um sich zu vertheidigen. Die armen Hasen aber thun keinem Menschen etwas zu Leide, außer den Landwirthen, weil sie zuweilen etwas Korn fressen.

Als sie so mit einander sprachen, sah Heinrich nach der einen Seite hin, und rief: so wahr ich lebe! da kommt der arme Hase angehinkt. Ich hoffe, man findet ihn nicht; und wenn man mich fragt, so sag' ich ihnen nicht, welchen Weg er genommen hat.

Sogleich kamen die Hunde, die jetzt die Spur verloren hatten; und ein Landjunker auf einem schönen Pferde, der den kleinen Heinrich fragte, ob er den Hasen gesehen habe. Heinrich gab

keine Antwort. Als der Landjunker aber noch einmal mit lauterer Stimme fragte, antwortete er, ja, er habe ihn gesehen. Und wo ist er hingelaufen? fragte der Junker. Das sag' ich Ihnen nicht, gnädiger Herr, versetzte Heinrich, nachdem er sich eine Weile bedacht hatte.

Nicht? sagte der Junker, und sprang vom Pferde; wart! ich will dir bald den Willen machen. Er gieng nun auf Heinrich zu, der sich nicht von dem Fleck rührte, wo er stand, und fieng an ihm die unbarmherzigsten Hiebe mit seiner Hetzpeitsche zu geben, wobei er beständig schrie: Nun, kleiner Taugenichts, sagst du mirs nun? Heinrich antwortete darauf nichts weiter, als: Hab' ichs Ihnen vorher nicht sagen wollen, so sag' ichs Ihnen auch jetzt nicht, und wenn Sie mich auch todt schlagen. Diese Standhaftigkeit Heinrichs, und die Thränen des Thomas, der bitterlich weinte, als er seinen Freund so behandeln sah, machte indeß auf diesen Unmenschen keinen Eindruck, der immer noch mit seiner Grausamkeit fortfuhr, bis ein andrer Edelmann in voller Eile herbeigeritten kam, und rief: Um Gottes Willen, Junker, was machen Sie da? Sie werden das Kind umbringen, wenn Sie sich nicht in Acht nehmen.

Ha! der kleine Hund verdient das, sagte der andre; er hat den Hasen gesehen, und will mir nicht sagen, wo er hingelaufen ist. Nehmen Sie sich in Acht, sagte der andre Edelmann etwas

sachte, daß Sie nicht in einen verdrießlichen Handel gerathen; ich weiß, daß der andre da der Sohn eines sehr bemittelten und angesehenen Mannes hier in der Nähe ist. Darauf wandte er sich zu Heinrich, und sagte: Aber, liebes Kind, warum willst du dem Herrn da nicht sagen, wo der Hase hingelaufen ist, wenn du ihn gesehen hast? Weil ich einen Unglücklichen nicht verrathen mag, antwortete Heinrich, so bald er wieder Athem schöpfen konnte, um zu sprechen. Der Knabe ist mir ein wahres Wunder, sagte der Edelmann; und es ist ein Glück für Sie, Junker, daß er noch nicht so groß, als gesetzt ist! Aber Sie gerathen allzu leicht in Hitze.

In diesem Augenblick fanden die Hunde die Spur wieder auf, und erhuben ein lautes Gebelle. Der Landjunker schwang sich auf sein Pferd, und galoppirte davon, von allen, die bei ihm waren, begleitet.

Als sie weg waren, kam Thomas mit einer sehr theilnehmenden Miene zu Heinrich, und fragte ihn, wie es mit ihm stünde. Ein wenig weh und wund, sagte Heinrich; aber das hat nichts auf sich. Oh! sagte Thomas, ich hätte nur ein Pistol oder einen Degen haben sollen!

H. Nun, was hättest du denn damit gemacht?

Th. Ich hätte den nichtswürdigen Kerl damit umgebracht, der dich so grausam behandelte.

H. Daran hättest du sehr übel gethan, Thomas; denn ich weiß gewiß, er war nicht Willens, mich umzubringen. Freilich, wenn ich schon ein großer Mann gewesen wäre, so hätt' er mir so nicht mitspielen sollen. Aber es ist nun alles vorbei; und wir müssen unsern Feinden vergeben; denn das that unser Heiland, wie Herr Barlow sagt; und vielleicht werden sie dadurch denn bewogen, uns zu lieben, und das zu bereuen, was sie gethan haben.

Th. Aber, wie konntest du dich so erbärmlich peitschen lassen, und doch keinen Laut von dir geben?

H. Je nun, wenn ich geweint und geschrieen hätte, würde mir das was geholfen haben? Und das ist alles noch nichts, gegen das, was manche kleine Jungen ausgehalten haben, ohne sich je darüber zu beklagen, oder zu ächzen.

Th. Das sollt' ich doch kaum glauben.

H. O! es ist noch nichts gegen das, was die jungen Spartaner aushalten mußten.

Th. Wer waren denn die?

H. O! du mußt wissen, daß das sehr brave Leute waren, die schon vor uralter Zeit lebten; und da ihrer nur wenige, und sie von vielen Feinden umgeben waren: so pflegten sie dahin zu sehen, daß ihre Kinder stark und abgehärtet würden.

Diese Kinder pflegten daher immer halb nackend in freier Luft umher zu laufen, zu hüpfen, zu rin-

gen, und zu kämpfen; auch bekamen sie sehr harte Speisen, und lagen auf harten Betten, und wurden nicht verwöhnt noch verzärtelt, und das alles machte sie so stark, abgehärtet und standhaft, daß man nie ihres gleichen sah.

Th. Hatten sie denn gar keine Kutschen, worin sie fuhren, kein Zuckerwerk, keinen Wein, keine Bediente, die ihnen aufwarteten?

H. Nichts von dem allen.

Ihre Väter glaubten, das würde ihnen schaden; und so aßen sie alle einerlei Speisen, in großen Sälen, mit einander; und da lernten sie sich ordentlich und anständig betragen; und wenn die Mahlzeit zu Ende war, so spielten sie alle mit einander; und wenn sie sich vergiengen, so wurden sie strenge dafür bestraft; aber sie kehrten sich daran nicht, und hielten es für schimpflich, darüber zu weinen, oder nur eine saure Miene zu machen.

Indem sie so mit einander redeten, kamen sie an den Flecken, wo Thomas all sein Geld auslegte, welches sich auf funfzehn Schillinge und sechs Pfenninge belief, und einige Kleider für den armen kleinen Bettelknaben und seine Brüder kaufte, die in ein Bündel gebunden, und ihm gegeben wurden. Thomas verlangte indeß, daß Heinrich diesen Bündel tragen sollte. Das will ich thun, sagte Heinrich; aber warum willst du ihn nicht lieber selbst tragen?

Th.

Th. Je nun, es schickt sich nicht für einen Junker, etwas selbst zu tragen.

H. Was verliert er denn dadurch, wenn er Kräfte genug dazu hat?

Th. Das weiß ich nicht; aber ich denke, er muß nicht so aussehen, wie der gemeine Mann.

H. So müßte er auch keine Hände, noch Füße, Augen, Ohren, oder Mund haben; denn das hat der gemeine Mann gleichfalls.

Th. Nicht doch, das muß er alles haben; denn das ist ihm nützlich.

H. Und ist es denn nicht auch nützlich, wenn man im Stande ist, alles selbst zu thun?

Th. Ja freilich; aber die Edelleute halten andre Leute dazu, das zu thun, was sie nöthig haben.

H. So sollte ich denken, es wär' ein schlimmes Ding, ein Edelmann zu seyn.

Th. Wie so?

H. Nun, wenn alle Leute Edelleute wären, so würde keiner was thun wollen; und dann müßten wir alle verhungern.

Th. Verhungern?

H. Ja freilich; du könntest ja ohne Brod nicht leben; nicht wahr?

Th. Nein, das könnt' ich freilich nicht.

H. Und Brod wird aus Getraide gemacht, das in der Erde wächst, und Weizen heißt.

Th. Nun ja, da wollt' ich es sammeln, und aufessen.

H. Sieh, da müßtest du doch schon selbst was dabei thun; aber das wäre noch nicht genug: denn Weizen ist ein kleines hartes Korn, wie die Gerste, womit du zuweilen Herrn Barlow's Pferd gefüttert hast; und das würdest du so nicht essen mögen?

Th. Nein, wahrlich nicht: aber wie wird denn Brod daraus?

H. Da muß man erst das Korn in die Mühle schicken.

Th. Was heißt das, eine Mühle?

H. Wie? hast du noch niemals eine Mühle gesehen?

Th. In meinem Leben nicht; aber ich möchte wol eine sehen, um zu wissen wie man Brod macht.

H. Es ist hier eine, nicht weit von hier; und wenn du Herrn Barlow bittest, so wird er mit dir dahin gehen; denn er kennt den Müller sehr gut.

Th. Das will ich thun; denn ich möchte gern einmal Brod machen sehen.

Während dieses Gesprächs hörten sie ein großes Geschrei; und als sie sich umsahen, erblickten sie ein Pferd, das in vollem Gallop hergerannt kam, und seinen Reiter hinter sich her schleifte, der ab-

gefallen

gefallen war, und im Fallen seinen Fuß in dem Steigbügel verwickelt hatte. Zum Glück für ihn war es feuchter Boden, und an der Seite eines Berges; so, daß das Pferd nicht sehr geschwinde fortlaufen, und der Reiter nicht sehr beschädigt werden konnte.

Heinrich aber, der immer zu Erweisungen der Menschenliebe, selbst mit Gefahr seines Lebens, bereit, und dabei ein ungemein herzhafter und behender Knabe war, lief nach einem breiten Graben hin, auf welchen er das Pferd zulaufen sah, und gerade, da es einen Augenblick still stand, eh es hinüber wollte, faßte er es beim Zügel, und hielt es ab, weiter zu laufen.

Gleich darauf kam ein andrer wohlgekleideter Herr, mit zwei oder drei Bedienten, die von ihren Pferden sprangen, den zur Erde Gefallenen aufhoben, und ihn wieder auf die Beine brachten. Er blickte eine Zeitlang wild und starr um sich her; da er aber eigentlich gar keinen Schaden genommen hatte, so erholte er sich bald wieder; und sein Erstes war, daß er auf sein Pferd fluchte, und fragte: wer die verwünschte Mähre angehalten habe? Wer anders, sagte sein Freund, als eben der kleine Junge dort, den Sie diesen Morgen so häßlich mißhandelten. Hätte er sich nicht so behende und muthig bewiesen, so würde wahrlich Ihr Gehirn schlecht weggekommen, und Ihr Hals schwerlich mehr ungebrochen seyn.

Der Landjunker sah unsern Heinrich mit einer Miene an, worin noch Beschämung und Demüthigung mit seinem natürlichen Uebermuthe zu kämpfen schien. Endlich aber griff er in die Tasche, zog eine Guinee heraus, hielt sie Heinrichen hin, und sagte ihm, es thue ihm sehr leid, daß er ihm so begegnet habe.

Heinrich aber schlug mit einer so verachtenden Miene, als man noch nie an ihm gesehen hatte, das Geschenk aus, nahm den Bündel, den er unterdeß, daß er das Pferd angehalten, von sich geworfen hatte, von der Erde auf, und gieng mit seinem Freunde Thomas davon.

Weil es ihnen nicht weit aus dem Wege war, so fiel es ihnen ein, in der Hütte des armen Mannes anzusprechen. Sie fanden ihn viel besser, weil Herr Barlow den Abend vorher da gewesen war, und ihm einige Arzneien gegeben hatte, die er für seine Krankheit zuträglich hielt.

Thomas fragte darauf nach dem kleinen Jungen; und als er herein kam, sagte er ihm: jetzt habe er für ihn Kleider mitgebracht, die er tragen könne, ohne daß er fürchten dürfe, ein Franzos gescholten zu werden; auch habe er da noch einige für seine kleinen Brüder.

Die Freude, womit diese Kleider angenommen wurden, war so groß, und die Erkenntlichkeit und guten Wünsche der guten Frau und des armen

Mannes,

Mannes, der eben ein wenig aufzustehen versucht hatte, waren so lebhaft, daß der kleine Thomas nicht umhin konnte, Thränen des Mitleids zu vergießen; und eben das that auch Heinrich. Auf dem Rückwege sagte Thomas, er habe noch kein Geld mit so vielem Vergnügen ausgegeben, als das, wofür er dieser armen Familie Kleider gekauft hatte; und in Zukunft wolle er das Geld, was er bekommen werde, zu dieser Absicht aufsparen, anstatt es für Näschereien und Spielsachen anzulegen.

Als einige Tage darauf Herr Barlow und seine beiden Zöglinge einen Spaziergang machten, kamen sie eine Windmühle vorbei; und da Heinrich seinem kleinen Freunde Thomas sagte, was das für eine Maschine sey, bat Thomas um die Erlaubniß, hineingehen, und sie besehen zu dürfen.

Herr Barlow war es zufrieden, da er so schon mit dem Müller bekannt war. Sie giengen also hinein, und betrachteten jeden Theil der Mühle mit vieler Wißbegierde. Und hier sah nun der kleine Thomas mit Erstaunen, daß die durch den Wind beständig herumgedrehten Mühlenflügel einen großen flachen Stein bewegten, der durch das Reiben eines andern Steins alles dazwischen liegende Korn zu feinem Pulver zermalmte. Sagen Sie mir doch, lieber Herr Barlow, rief er, ist das die Art, wie man Brod macht? Herr Barlow sagte ihm, auf diese Art werde das Korn zum Brodbacken zubereitet; es wären aber noch vielerlei

lei Anstalten nöthig, ehe Brod daraus werden könnte.

Du siehst, fuhr er fort, daß das, was von diesen Mühlsteinen herabfällt, bloß ein feines Pulver ist, und ganz anders aussieht, als Brod, welches, wie du weißt, eine feste und ziemlich harte Masse ist.

Auf dem Rückwege nach Hause sagte Heinrich zu Thomas: Du siehst also nun, wenn kein Mensch arbeiten, oder was thun wollte, so würden wir kein Brod zu essen haben. Aber selbst das Korn, woraus Brod gemacht wird, läßt sich nicht ohne viele Mühe und Arbeit erhalten. Und warum nicht? fragte Thomas; wächst denn nicht das Korn in der Erde von selbst?

H. Allerdings wächst das Korn in der Erde; aber da muß die Erde vorher gepflügt und locker gemacht werden.

Th. Was heißt das, pflügen?

H. Hast du denn nie drei oder vier Pferde ein Ding in gerader Linie über das Feld herziehen sehen, wobei einer die Pferde forttreibt, und ein andrer dahinter geht, und das Ding bei zwei Handhaben hält?

Th. O! ja, das hab ich gesehen: heißt denn das, Pflügen?

H. Freilich; und unten an dem Pfluge ist ein scharfes Eisen, das in die Erde hinein gehet, und sie überall in die Höhe wirft, wo es hinkommt.

Th.

Th. Nun gut; und was denn weiter?

H. Wenn die Erde auf diese Weise zugerichtet ist, so streut man den Samen über sie her; und dann scharrt man sie wieder zu, den Samen zu bedecken; und dann fängt der Same an zu wachsen, und schießt hoch in die Höhe. Zuletzt wird denn das Korn reif; und man erntet es ein, und bringt es nach Hause.

Nun wahrhaftig, sagte Thomas, das muß ganz artig seyn; und ich möchte wol selbst einmal Samen aussähen, und ihn aufschießen sehen. Sollt' ich das wol können?

Warum denn nicht? sagte Heinrich; wenn du morgen nur erst die Erde umgraben willst, so will ich nach Hause gehen, und dir von meinem Vater etwas Samen holen.

Den Morgen darauf war Thomas schon fast mit Tagesanbruch bei der Hand, und fieng an, in einem Winkel des Gartens zu arbeiten, und mit anhaltendem Fleiße bis zur Zeit des Frühstücks zu graben.

Als er zu Herrn Barlow kam, konnte er nicht umhin, ihn zu sagen, was er gemacht hatte, und ihn zu fragen: ob er nicht ein recht artiges Kind sey, daß er sich so sauer werden lasse, um Korn zu bekommen? Es kommt noch erst darauf an, was du mit dem Korn machen willst, wenn du es hast. Sage mir doch, was denkst du wol damit zu machen?

Je nun, sagte Thomas, ich denke es in die Mühle zu schicken, die wir gestern besehen haben, und Mehl daraus mahlen zu lassen. Und dann sollen Sie mir zeigen, wie man Brod daraus macht; und das will ich dann aufessen, um meinem Vater sagen zu können, daß ich Brod von selbst gesäetem Korn gegessen habe.

Das wird sehr gut seyn, sagte Herr Barlow; aber was wird darin nun für Menschenliebe seyn, daß du Korn gesäet hast, um selbst davon zu essen? Das ist weiter nichts, als was alle Leute um uns her beständig thun; und thäten sie es nicht, so würden sie hungern müssen. Aber die Leute sind doch auch keine adeliche Junker, wie ich bin. Wie so? antwortete Herr Barlow, müssen den adeliche Junker nicht eben so wol essen, als andre Leute? und liegt ihnen also nicht auch sehr viel daran, daß sie sich eben so wol, als andre Leute, Nahrung zu verschaffen wissen? O! ja, antwortete Thomas; aber sie können sich andre Leute dazu halten, die ihnen Brod verschaffen müssen, und haben daher nicht nöthig, selbst zu arbeiten.

Und wie machen sie denn das? sagte Herr Barlow.

Th. Je nun, sie bezahlen andre Leute dafür, daß sie für sie arbeiten, oder sie kaufen sich so viel Brod, als sie brauchen, wenn es schon fertig ist.

Hr. B. Alsdann müssen sie ihr Geld dafür bezahlen?

Th. Ja freilich.

Hr. B. Also bezahlen sie mit Gelde dafür?

Th. O! ja.

Hr. B. Sie müssen also Geld haben, ehe sie Korn kaufen können?

Th. Allerdings.

Hr. B. Aber haben denn alle Edelleute Geld?

Thomas bedachte sich eine Weile, ehe er auf diese Frage antwortete; endlich aber sagte er: allemal wol nicht.

Nun gut; wenn sie also kein Geld haben, so werden sie sich nicht leicht Korn verschaffen können, ohne es selbst zu bauen. Das werden sie freilich wohl thun müssen, sagte Thomas; denn vielleicht findet sich Niemand, der gutherzig genug wäre, es ihnen zu schenken. Aber, sagte Herr Barlow, da wir doch eben hierauf gekommen sind, so will ich dir eine Geschichte erzählen, die ich vor einiger Zeit irgendwo gelesen habe, wenn du Lust hast, sie anzuhören.

Thomas sagte, es würde ihm sehr lieb seyn, wenn Herr Barlow sich die Mühe geben wollte sie ihm zu erzählen; und Herr Barlow erzählte ihm folgende Geschichte.

Die beiden Brüder.

Zu der Zeit, da viele Leute nach Südamerika giengen, in der Hoffnung, Gold und Silber daselbst zu finden, war auch ein Spanier, Namens Pizarro, der große Lust hatte sein Glück dort, gleich den übrigen, zu versuchen. Weil er aber einen ältern Bruder hatte, der ihm sehr lieb war, so gieng er zu ihm, entdeckte ihm sein Vorhaben, und bat ihn sehr dringend, mit ihm zu reisen, mit dem Versprechen, daß er allen den Reichthum, den er erwerben würde, mit ihm theilen wollte. Der Bruder, welcher Alonzo hieß, war ein Mann von zufriedner Gemüthsart, und sehr gutem Verstande.

Ihm gefiel daher Pizarro's Vorschlag nicht sehr, und er suchte ihn davon abzubringen, indem er ihm die Gefahr vorstellte, in die er sich begeben werde, und wie höchst ungewiß seine Erwartung sey. Als er aber sah, daß alles das zu nichts half, willigte er darein, mit ihm zu gehen; sagte ihm aber zugleich, er brauche die Hälfte von den Schätzen nicht, die er finden würde, und bitte ihn bloß um die Gefälligkeit, daß er seine Sachen und ein paar Bediente mit an den Bord seines Schiffes nehmen möchte.

Pizarro verkaufte darauf alles, was er hatte, kaufte ein Schiff, und gieng mit einigen andern

Aben-

Abentheurern zur See, die, eben so wie er, große Hoffnung hatten, in kurzer Zeit reiche Leute zu werden. Alonzo hingegen nahm nichts weiter mit sich, als ein paar Pflüge, Eggen, und andres Ackergeräthe, etwas Korn, und einigen Saamen von verschiedenen Pflanzen.

Pizarro sah dieß alles als eine seltsame Zurüstung zur Reise an; weil er aber doch seinen Bruder nicht gern darüber zur Rede stellen wollte, so sagte er nichts dazu.

Nachdem sie eine Zeitlang mit günstigem Winde gesegelt hatten, so liefen sie in den letzten Hafen ein, wo sie anlanden mußten, ehe sie in das Land kommen konnten, wo sie Gold zu finden hofften.

Hier kaufte Pizarro eine große Menge von Beilen, Schaufeln, und andern Werkzeugen zum Graben, Schmelzen und Läutern des Goldes, das er zu finden dachte; verdang auch noch eine Menge von Arbeitern, die ihm mit dazu helfen sollten. Alonzo hingegen kaufte nichts weiter, als ein paar Schafe, und vier starke Ochsen, mit ihrem Leitzeuge, und so viel Futter, als sie brauchten, bis sie ans Land kämen.

Sie hatten ferner eine sehr glückliche Fahrt, und kamen sämtlich wohl und gesund in Amerika an. Alonzo sagte darauf seinem Bruder, weil er nur bloß mitgereiset sey, um ihm Gesellschaft und Dienste zu leisten, so wolle er nahe am Ufer, mit seinen

Leuten und seinem Vieh, bleiben, indeß er hingienge, um Gold zu suchen; und wenn er so viel erhalten hätte, als er wünschte, so werde er immer bereit seyn, mit ihm nach Spanien zurück zu schiffen.

Pizarro gieng also fort, und dachte dabei so verächtlich von seinem Bruder, daß er nicht umhin konnte, es seine Reisegefährten merken zu lassen. Ich glaubte immer, sagte er, daß mein Bruder ein gescheidter Mann wäre; in Spanien galt er auch dafür; aber ich sehe wol, daß man sich gar sehr in dieser Meinung von ihm irrte. Da bleibt er nun zurück, und vertreibt sich die Zeit mit seinen Schafen und Ochsen, als ob er ruhig zu Hause auf seinem Vorwerke lebte, und nichts weiter zu thun hätte, als Gurken und Melonen zu ziehen.

Aber wir wissen besser, wie wir unsre Zeit anwenden sollen; kommt also mit mir, ihr Leute! und wenn uns das Glücke nur irgend günstig ist, so werden wir bald für unser ganzes Leben reich genug seyn. Sie gaben sämtlich dem Pizarro in allem Recht, und zeigten sich willig, ihm überall zu folgen; nur ein einziger alter Spanier schüttelte den Kopf, und sagte ihm, er zweifle doch sehr, ob sein Bruder ein so großer Thor sey, als er glaube.

Sie giengen darauf einige Tage nach einander ziemlich tief ins Land hinein, und sahen sich oft genöthigt, über Flüsse zu setzen, oft auch über

Berge

Berge und durch Waldungen zu klettern, wo sie keinen gebahnten Fußsteig fanden. Zuweilen wurden sie von der starken Sonnenhitze gesengt, und dann wieder von starken Regengüssen ganz durchnetzt.

Diese Beschwerden schreckten sie indeß so sehr nicht ab, daß sie nicht an verschiednen Orten versucht hätten, nach Gold zu graben, welches sie auch zuletzt in ziemlicher Menge fanden. Durch diesen glücklichen Erfolg wurden sie sehr ermuntert, und fuhren fort, an dieser Stelle so lange zu arbeiten, bis ihr ganzer Vorrath von Lebensmitteln erschöpft war. Täglich sammelten sie eine Menge Goldes; aber dabei mußten sie vom Hunger sehr viel ausstehen. Dem ungeachtet fuhren sie in ihrer Arbeit fort, und erhielten sich von den Beeren und Wurzeln, die sie hie und da auffanden.

Endlich fieng es auch an, hieran zu fehlen; und nachdem einige von der Gesellschaft vor Mangel und Entkräftung gestorben waren, hatten die übrigen kaum noch Kräfte genug, nach der Gegend zurück zu kriechen, wo sie den Alonzo verlassen hatten; und diese brachten nun das Gold mit sich, dessen Erlangung ihnen so viel Ungemach gekostet hatte.

Während der Zeit aber, daß sie sich hiemit beschäfftigt hatten, war Alonzo, der voraussah, wie es kommen würde, mit ganz andern Dingen eifrig beschäfftigt gewesen.

Durch seine Geschicklichkeit in der Landwirthschaft war es ihm leicht geworden, einen ziemlich geräumigen Fleck, und einen sehr fruchtbaren Boden ausfindig zu machen, den er mit den Ochsen, die er mitgebracht hatte, und mit Hülfe seiner Leute, bepflügte.

Hier säete er den mannigfaltigen Samen aus, den er bei sich hatte, und pflanzte allerlei Gartengewächs, das über alle Erwartung gerieth, und ihm eine sehr reichliche Ernte verschafte. Seine Schafe hatte er auf einer sehr schönen Wiese, nicht weit von der See, weiden lassen; und jedes derselben hatte ihm ein paar Lämmer gebracht.

Außerdem hatten seine Gefährten und er, sich bei müßiger Zeit, mit Fischen beschäftigt; und die Fische, die sie gefangen hatten, waren alle getrocknet, und mit Salz, das sie an der Seeküste gefunden hatten, eingesalzen; so, daß sie zu der Zeit, da Pizarro zurückkam, eine ansehnliche Menge davon vorräthig hatten.

Alonzo empfieng seinen zurückkehrenden Bruder aufs zärtlichste, und fragte ihn, wie es ihm gegangen wäre? Pizarro sagte ihm, sie hätten eine sehr große Menge Gold gefunden, verschiedne von seinen Leuten aber wären gestorben, und die übrigen aus Mangel an Lebensmitteln beinahe verhungert.

Er bat darauf seinen Bruder, er möchte ihnen doch gleich was zu essen geben, und versicherte ihn,

er habe in den beiden letzten Tagen keinen Bissen genossen, außer die Wurzeln und Rinde der Bäume.

Alonzo antwortete darauf sehr kaltsinnig, er möchte bedenken, daß sie bei ihrer Abreise den Vertrag gemacht hätten, daß keiner von beiden sich um den andern bekümmern solle. Er habe niemals einigen Antheil an dem Golde begehrt, welches Pizarro finden würde; und er wundre sich also, daß Pizarro etwas von den Lebensmitteln verlangen könnte, die er sich mit so vieler Mühe und Arbeit erworben hätte.

Aber, fuhr er fort, wenn du mir etwas von dem Golde, das du gefunden hast, gegen Lebensmittel austauschen willst, so bin ich vielleicht im Stande, dir auszuhelfen.

Pizarro fand dieß Betragen seines Bruders sehr unfreundlich; weil er aber mit seinen Gefährten fast schon verhungert war, so sahen sie sich genöthigt, in seine Foderungen zu willigen, die so ungeheuer groß waren, daß sie in kurzer Zeit alles Gold, was sie mitbrachten, hingegeben hatten, bloß um Lebensunterhalt dafür zu kaufen.

Alonzo that darauf seinem Bruder den Vorschlag, in dem Schiffe, worin sie gekommen waren, wieder nach Spanien zurück zu reisen, weil Wind und Wetter ungemein günstig schienen; Pizarro sagte ihm aber mit zorniger Miene, weil er ihm alles, was er gewonnen, wieder weggenommen, und ihm so unfreundlich begegnet habe, so möge er

nur immer zurück reisen; denn er, seines Theils, wolle viel lieber an dieser öden Küste umkommen, als mit einem so unmenschlichen Bruder zu Schiffe gehen. Alonzo aber, anstatt über diese Vorwürfe aufgebracht zu werden, umarmte seinen Bruder mit der größten Zärtlichkeit, und redete ihn mit folgenden Worten an: Konntest du denn wol glauben, mein bester Pizarro, daß ich im Ernst willens war, dich der Früchte aller deiner Arbeiten zu berauben, die du dir mit so vieler Mühseligkeit und Gefahr erworben hast? Eher mag alles Gold auf der ganzen Welt verloren gehen, als ich solch eines Betragens gegen meinen liebsten Bruder fähig seyn sollte.

Aber ich sah deine übereilte, heftige Begierde nach Reichthum, und wünschte, diesen Fehler an dir zu verbessern, und dir zu gleicher Zeit zu dienen.

Du verachtetest meine Klugheit und Arbeitsamkeit, und glaubtest, daß es dem an nichts fehlen könnte, der einmal in der Welt reich geworden wäre. Jetzt aber hast du gelernt, daß, ohne diese Vorsicht und Mühe, alles das Gold, daß du gesammelt hast, dich nicht von einem jämmerlichen Tode würde gerettet haben.

Jetzt bist du, hoff' ich, klüger geworden. Nimm also allen deinen Reichthum zurück, von dem du nun, wie ich hoffe, einen bessern Gebrauch zu machen gelernt hast.

Pizarro war eben so voll von Dankbarkeit als Erstaunen über diese Großmuth seines Bruders, und sah nun aus Erfahrung, daß Fleiß besser sey, als Gold.

Sie schifften darauf nach Spanien zurück, wo sie alle glücklich wieder ankamen; und auf der Reise drang Pizarro oft in seinen Bruder, doch die Hälfte seines Reichthums anzunehmen. Alonzo aber schlug dieß beständig aus, und sagte ihm, wer sich selbst hinreichenden Lebensunterhalt verschaffen könne, der brauche kein Gold.

In der That, sagte Thomas, als Herr Barlow diese Erzählung geendigt hatte, mich dünkt, Alonzo war ein sehr vernünftiger Mann; und wäre er nicht da gewesen, so hätten sein Bruder und alle seine Reisegefährten verhungern müssen; aber das wären sie auch nur darum, weil sie sich in einer Einöde befanden, und in einem ganz unbewohnten Lande.

In England wäre dieß doch nimmermehr der Fall gewesen; hier hätten sie immer für Geld so viel Brod oder Korn haben können, als sie gewollt hätten.

Aber, sagte Herr Barlow, weiß man denn nun gewiß, daß man immer in England, oder in einem andern Lande seyn werde, wo man Brod kaufen kann?

Th. Das sollt' ich doch denken.

Hr. B. Giebt es denn aber keine Länder in der Welt, wo keine Leute wohnen, und wo kein Korn gebauet wird?

Th. Freilich wohl; denn eben dieß Land, wo die beiden Brüder hinreiseten, war von der Art.

Hr. B. Und dergleichen Länder giebt es noch mehr in der Welt.

Th. Aber dahin braucht man ja nicht zu gehen; man kann hübsch zu Hause bleiben.

Hr. B. So muß man auch in keinem Schiffe über die See fahren.

Th. Warum das nicht?

Hr. B. Weil das Schiff an solch ein Land verschlagen kann, welches keine Einwohner hat; und wenn dann einer auch dem Schiffbruch glücklich entkommt, wo soll er was zu essen hernehmen?

Th. Haben denn wol Leute dergleichen jemals erlebt?

Hr. B. O! ja; mehr als Einmal. Besonders war einmal ein gewisser Selkirk, der Schiffbruch litt, und sich genöthigt sah, verschiedne Jahre lang auf einer wüsten Insel zu leben.

Th. Das war freilich sehr ausserordentlich; und wo kriegte er denn was zu essen?

Hr. B. Er verschaffte sich bald Wurzeln, bald Früchte; und zuletzt wurde er so behende, daß er

im

im Stande war, wilde Ziegen zu verfolgen und zu fangen, deren es auf der Insel eine große Menge gab.

Th. Aber starb er nicht zuletzt von einer so mühseligen und beschwerlichen Lebensart?

Hr. B. Keinesweges; er war nie in seinem Leben so gesund; und ich habe dir ja gesagt, daß er so geschickt und behende wurde, daß er selbst wilde Thiere einholen konnte.

Noch sonderbarer aber ist die Geschichte von einigen Russen, die an der Küste von Spitzbergen zurück blieben, wo sie sich verschiedne Jahre nach einander aufhalten mußten.

Th. Wo liegt denn Spitzbergen, Herr Barlow?

Hr. B. Es ist ein sehr weit nach Norden belegnes Land, welches beständig mit Eis und Schnee bedeckt ist, weil es dort unaufhörlich friert. Kaum wächst dort das geringste Gras; und kaum findet man irgend ein Thier in dieser Gegend. Dazu kommt noch, daß es in diesem Lande einen großen Theil des Jahrs hindurch beständig finster ist, und daß kein Schiff daran landen kann.

Man kann sich daher kein schrecklicheres Land denken, wo es schwerer für den Menschen hielte, sein Leben zu erhalten. Und doch waren vier Menschen im Stande, mehrere Jahre hindurch mit allen diesen Widerwärtigkeiten zu kämpfen; und drei von

ihnen

ihnen kamen am Ende glücklich in ihr Vaterland zurück.

Th. Das muß wol eine sehr merkwürdige Geschichte seyn; ich möchte alles darum geben, sie näher kennen zu lernen.

Das kannst du sehr leicht, versetzte Herr Barlow. Als ich sie las, machte ich mir Auszüge daraus, weil sie mir höchst merkwürdig und interessant vorkam; und diese kann ich leicht aufsuchen, und dir zu lesen geben. Hier ist sie.

Aber vorher muß ich dir noch sagen, daß diese nördlichen Seen, wegen der äusserst strengen Kälte der dortigen Gegend, so voll von Eis sind, daß die Schiffe dadurch oft die äußerste Gefahr laufen, entweder zwischen zwei großen Eisschollen zertrümmert, oder so ganz von ihnen eingeschlossen zu werden, daß sie nicht wieder loskommen können.

Jetzt wirst du dir nun leicht die traurige Lage eines rußischen Schiffes denken können, welches sich auf diesen Seen befand, und auf einmal so dicht von Eisschollen umgeben wurde, daß es nicht aus der Stelle konnte. Hier fangen meine Auszüge an; und du kannst sie mir vorlesen.

Auszug einer Erzählung von den außerordentlichen Abentheuern vier russischer Matrosen, welche an die wüste Insel Ost-Spitzbergen verschlagen wurden (*).

„In dieser großen Verlegenheit (da nämlich das Schiff rings umher mit Eis umgeben war,) überlegten sie mit einander, was zu thun sey? und der Steuermann, Alexey Himkof, sagte ihnen, er erinnere sich gehört zu haben, daß vor einiger Zeit gewisse Leute aus eben der Stadt Mezen, woher sie gekommen waren, sich entschlossen hätten, auf dieser Insel zu überwintern; daß sie in dieser Absicht alles zu einer Hütte erforderliche Holz mit sich genommen, und wirklich, in einiger Entfernung von dem Ufer, eine solche Hütte aufgeführt hätten.

Diese Nachricht machte, daß sie sich sämtlich entschlossen, hier gleichfalls den Winter zuzubringen, wenn die Hütte, wie sie hofften, noch vorhanden wäre; denn sie sahen die Gefahr, worin sie schwebten, offenbar vor Augen, und daß sie unvermeidlich des Todes seyn müßten, wenn sie auf dem Schiffe blieben.

Sie

(*) Man vergleiche diese nämliche Erzählung, etwas ausführlicher, in Herrn Campens Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend, Th. 1. S. 109 ff. der Ausgabe in Oktav.

Sie schickten daher vier Leute ans Land, die Hütte aufzusuchen, oder irgend eine Zuflucht für ihre bedrängte Lage.

Diese vier waren Alexey Himkof, der Steuermann, Ivan Himkof, sein Pathe, Steffen Scharassof, und Theodor Weregin. Weil das Ufer, woran sie zu landen dachten, unbewohnt war, so mußten sie allerlei Sachen mit auf den Weg nehmen.

Sie hatten beinahe zwei englische Meilen über lockre Reihen von Eisschollen zu machen, die von den Wellen gehoben, und von dem Winde gegen einander gestoßen wurden; so, daß dadurch ihr Weg sehr mühsam und gefährlich ward.

Die Klugheit widerrieth ihnen daher, sich gar zu schwer zu beladen, damit sie nicht durch die zu große Last zwischen zwei Eisschollen versinken und umkommen möchten. Nachdem sie also alle Umstände ihrer Unternehmung reiflich erwogen hatten, versahen sie sich mit einer Flinte und einem Pulverhorn, worin zwölf Ladungen waren, mit eben so vielen Kugeln, einer Axt, einem kleinen Kessel, einem Beutel mit zwanzig Pfund Mehl, einem Messer, einem Feuerzeuge mit Zunder, einer Blase mit Rauchtoback, und einer hölzernen Pfeife für einen Jeden.

So ausgerüstet, kamen diese vier Seeleute gar bald auf die Insel, und ahndeten noch nichts von den Unfällen, die ihnen bevorstanden.

Das

Das erste war, daß sie das Land näher untersuchten; und sie entdeckten bald die Hütte, die sie suchten, ungefähr anderthalb englische Meilen von dem Ufer.

Sie war sechs und dreißig Fuß lang, achtzehn Fuß hoch, und eben so viel Fuß breit. Sie hatte ein kleines Vorgemach, ungefähr zwölf Fuß breit, worin zwei Thüren waren, die eine, um die äußere Luft abzuhalten, und die andre, um dadurch in das innere Zimmer zu gehen. Hiedurch ließ sich dieß leztre um so viel länger warm halten, wenn es geheitzt war.

In dem größern Zimmer stand ein irdener Ofen, nach rußischer Bauart; das heißt, eine Art von Backofen, ohne Schornstein, der nach Gelegenheit bald zum Brodbacken, bald zur Heizung des Zimmers, oder, wie es bei den rußischen Landleuten gewöhnlich ist, in sehr kaltem Wetter, zur Schlafstelle diente.

Sie freuten sich gar sehr, die Hütte gefunden zu haben, die jedoch sehr vom Wetter gelitten hatte, weil sie schon vor ziemlich langer Zeit war gebauet worden.

Unsre Abentheurer suchten indeß die Nacht darin hinzubringen.

Am folgenden Morgen eilten sie in aller Frühe ans Ufer, um ihren Kamraden ihren glücklichen Fund zu melden, und zugleich aus dem Schiffe neue Lebensmittel, und andre Bedürfnisse zu holen,

um den Winter auf dieser Insel desto leidlicher hinbringen zu können.

Nun aber überlasse ich es meinen Lesern, sich das Entsetzen und die schreckliche Herzensangst vorzustellen, welche diese armen Leute fühlen mußten, als sie an die Stelle kamen, wo sie gelandet hatten, und nichts vor sich sahen, als die offne See, frei von dem Eise, welches nur noch einen Tag vorher den ganzen Ocean bedeckt hatte.

Ein heftiger Sturm, der sich während der Nacht erhoben hatte, war ganz gewiß die Ursache dieses unglückvollen Schicksals gewesen.

Sie wußten aber nicht, ob das Eis, welches vorher das Schiff in seinem Laufe gehemmt hatte, von dem Ungestümm der Wellen in Bewegung gesetzt, gegen das Schiff angefahren, und es zertrümmert habe, oder ob es von dem reissenden Strom in die See sey fortgerissen worden; ein Vorfall, der in diesen Gegenden der See nicht selten ist.

Was nun auch aus dem Schiffe geworden seyn mochte; genug, sie sahen es nicht mehr; und da man auch in der Folge nicht das geringste davon erfuhr, so ist es höchst wahrscheinlich, daß es zu Grunde gegangen war, und daß alle, die darauf gewesen, ihr Leben eingebüßt hatten.

Dieser traurige Vorfall beraubte die armen, unglücklichen Leute aller Hoffnung, daß sie diese Insel jemals wieder verlassen würden; und so kehrten

ten sie nun, voller Entsetzen und Verzweifelung, zu der Hütte zurück, aus der sie gekommen waren.

Bester Herr Barlow! rief Thomas bei dieser Stelle, in welcher schrecklichen Verfassung müssen diese armen Leute gewesen seyn!

In einem so kalten Lande, mit Schnee bedeckt, mit lauter Eis überfroren, ohne einen Menschen, der ihnen beistehen, oder ihnen Unterhalt verschaffen konnte! Ich dächte, sie hätten alle des Todes seyn müssen!

Das wirst du bald sehen, sagte Herr Barlow, wenn du das Uebrige der Geschichte gelesen hast. Aber eins sage mir doch, Thomas, ehe du weiter liesest.

Diese vier Leute waren arme Matrosen, die von jeher an Gefahr und Mühseligkeiten gewöhnt waren; glaubst du wol, daß es besser für sie gewesen wäre, wenn sie wie adeliche Junker wären erzogen, und gewöhnt worden, nichts zu thun, als sich von andern Leuten in allen Fällen aufwarten zu lassen?

O! freilich, antwortete Thomas, freilich war es viel besser für sie, daß sie des Arbeitens gewohnt waren. Denn nun konnten sie darauf denken, und dazu thun, sich aus der Noth zu helfen; denn wenn sie nicht recht viel dazu thaten, so war es ganz gewiß um ihr Leben geschehen.

„Zuerst dachten sie, wie man leicht vermuthen wird, bloß darauf, sich Lebensunterhalt zu verschaffen, und ihre Hütte auszubessern.

Die zwölf Schüsse Pulvers, die sie mitgebracht hatten, verschaften ihnen bald eben so viele Rennthiere, deren es zu ihrem Glück auf dieser Insel sehr viele gab.

Ich habe oben bemerkt, daß die Hütte, welche diese Matrosen glücklicherweise gefunden hatten, ziemlich beschädigt war. An manchen Stellen, zwischen den Brettern, fanden sich nämlich weite Ritzen, welche die kalte Luft durchließen.

Diesem Uebel war indeß gar bald abgeholfen, weil sie eine Axt bei sich hatten; und die Balken waren noch ganz gesund, indem sich das Holz in diesen kalten Gegenden viele Jahre hindurch von Würmern und Fäulniß unversehrt erhält. Und so konnten sie leicht die Bretter ziemlich dicht wieder zusammen fügen.

Da auch außerdem auf der ganzen Insel sehr viel Moos wächst, so hatten sie dessen mehr, als sie brauchten, um die Ritzen auszustopfen, die in hölzernen Häusern unvermeidlich sind.

Dergleichen Ausbesserungen kosteten diesen unglücklichen Leuten desto weniger Mühe, da sie Russen waren. Denn alle russische Bauern sind, wie bekannt, gute Zimmerleute. Sie bauen sich ihre Häuser selbst, und wissen das Beil sehr gut zu handhaben.

Die

Die strenge Kälte, wodurch diese Länder nur für so wenige Arten von Thieren bewohnbar sind, macht sie auch zur Hervorbringung der Pflanzen untüchtig. Keine Art von Bäumen, nicht einmal von Stauden, findet sich auf irgend einer Insel von Spitzbergen; ein Umstand, der unsre Matrosen in die ängstlichste Verlegenheit setzen mußte.

Ohne Feuer war es unmöglich, der strengen Kälte dieser Gegend zu widerstehen; und wie ließ sich ohne Holz Feuer gewinnen oder unterhalten? Indem sie indeß an dem Ufer hinunter giengen, sammelten sie eine Menge von Holz, welches von den Wellen ans Ufer getrieben war, und theils aus Trümmern schiffbrüchiger Schiffe bestand, theils aus ganzen Bäumen mit ihren Wurzeln, die in einer wirthbarern, aber ihnen unbekannten Gegend gewachsen waren, und welche die Ueberschwemmung der Flüsse, oder irgend ein andrer Zufall, in die See hinein getrieben hatte.

Nichts that diesen unglücklichen Leuten, in den ersten Jahren ihrer Verbannung, größere Dienste, als einige Bretter, die sie am Strande antrafen, worin ein langer eiserner Haken, einige Nägel von fünf oder sechs Zoll in der Länge, und verhältnißmäßig dick, und andre Stücken von alten Eisen steckte; die traurigen Ueberreste einiger Schiffe, die an diese abgelegenen Küsten waren verschlagen worden.

Sie wurden eben von den Wellen ans Ufer geworfen, als der Mangel an Pulver unsre Matro-

sen besorgt machte, daß sie dem Hunger würden zur Beute werden, weil sie die von ihnen erlegten Rennthiere beinahe schon verzehrt hatten.

Zu diesem glücklichen Vorfalle kam noch ein anderer, der ihnen nicht weniger erwünscht war. Sie fanden am Ufer die Wurzel eines Tannenbaums, die beinahe ganz die Gestalt eines Bogens hatte.

Da die Noth allemal erfindrisch macht, so verfertigten sie gar bald aus dieser Wurzel einen guten Bogen, durch Hülfe eines Messers; nur fehlte es ihnen an einer Sehne, und an Pfeilen.

Weil sie nun diese nicht anzuschaffen wußten, so entschlossen sie sich, ein paar Lanzen zu machen, um sich wider die weißen Bären zu vertheidigen, welche bei weiten die wildesten in ihrer Art sind, und deren Anfälle sie zu fürchten große Ursache hatten.

Da sie sahen, daß sie die Spitzen ihrer Lanzen, und ihrer Pfeile nicht ohne die Hülfe eines Hammers machen konnten, so suchten sie einen aus dem gedachten großen eisernen Haken zu verfertigen, indem sie denselben glühend machten, und ein zum Glück in der Mitte desselben befindliches Loch, mit Hülfe eines ihrer größten Nägel, erweiterten.

In dieses steckten sie den Handgriff hinein; und ein runder Knopf an dem einen Ende des Hakens diente ihnen zum Klopfen. Ein großer Kieselstein

vertrat

vertrat die Stelle eines Amboses, und ein paar Hörner von Rennthieren dienten ihnen statt der Zange.

Mit diesen Werkzeugen nun machten sie zwei Spitzen an den Lanzen, und nachdem sie dieselben an Steinen geschliffen und geschärft hatten, banden sie sie so fest als möglich, mit Riemen aus Rennthierhäuten, an Stöcke fest, die so dick, wie ein Arm waren, welche sie von den Aesten der ans Ufer geworfenen Bäume nahmen.

Mit diesen Lanzen versehen, wagten sie es nun, auf einen weißen Bären loszugehen; und nach einem sehr gefährlichen Kampf erlegten sie dieß furchtbare Thier, und schafften sich dadurch neuen Unterhalt.

Das Fleisch dieses Bären schmeckte ihnen ungemein wohl, und sie fanden es dem Rindfleisch an Geschmack und Geruch sehr ähnlich. Sehr erfreut waren sie, zu sehen, daß die Sehnen dieses Fleisches sich mit geringer Mühe in so feine Fäden zertheilen ließen, als sie daraus zu machen Lust hatten.

Dieß war vielleicht die glücklichste Entdeckung, welche diese armen Leute nur immer machen konnten. Denn außer andern, nachher zu erwähnenden, Vortheilen, erhielten sie dadurch Sehnen für ihren Bogen.

Der glückliche Erfolg unsrer unglücklichen Matrosen in der Verfertigung ihrer Spieße, und der

gute Gebrauch, den sie davon machten, ermunterte sie fortzufahren, und einige Stücke Eisens zu Spitzen ihrer Pfeile von der nämlichen Gestalt zu schmieden, obgleich etwas kleiner als die gedachten spitzigen Enden ihrer Spieße waren.

Sie schliffen und schärften dieselben auf gleiche Art, und banden sie mit den Sehnen des weißen Bärenfleisches an Stücke Tannenholz, woran sie, vermittelst feiner Fäden eben dieser Sehnen, die Federn der Seevögel befestigten; und so hatten sie nun einen vollständigen Bogen und Pfeile.

Ihre Erfindsamkeit wurde mit einem über alle Erwartung glücklichen Erfolge belohnt; denn während ihres Aufenthalts auf dieser Insel erlegten sie mit diesen Pfeilen nicht weniger als 250 Rennthiere, und außerdem noch eine große Menge blauer und weißer Füchse.

Auch das Fleisch dieser Thiere diente ihnen zur Speise, und ihre Felle zur Kleidung und andern nothwendigen Verwahrungsmitteln wider die Kälte eines dem Pole so nahe liegenden Landes.

Sie tödteten jedoch in allem nur zehn weiße Bären, und auch diese nicht ohne die äußerste Gefahr. Denn diese ungemein starken Thiere vertheidigten sich mit erstaunlicher Stärke und Wuth. Den ersten griffen sie absichtlich an; die andern neune aber tödeten sie im Widerstande wider ihre Angriffe.

Denn

Denn einige von diesen Bären wagten es sogar in das äußere Zimmer der Hütte zu kommen, um sie anzufallen und zu fressen.

Freilich bewiesen nicht alle diese Bären einen gleichen Grad von Herzhaftigkeit, weil einige derselben vielleicht nicht so heißhungrig, oder von Natur nicht so fleischfressend waren, als die übrigen. Denn einige von denen, die in die Hütte kamen, machten sich sogleich auf die Flucht, so bald unsre Matrosen Anstalt machten, sie fortzujagen.

Die wiederholten wilden Anfälle dieser Art versetzten indeß die armen Leute in große Angst und Verlegenheit, indem sie sich fast in beständiger Lebensgefahr befanden."

In der That, rief Thomas, solch ein Leben, wie das, muß äußerst elend und schrecklich gewesen seyn.

Hr. B. Warum das?

Th. Weil die armen Leute immer in Gefahr waren, von wilden Thieren gefressen zu werden, und folglich höchst unglücklich seyn mußten.

Hr. B. Und doch wurden sie nicht von ihnen gefressen.

Th. Freilich nicht, weil sie sich Waffen zu ihrer Vertheidigung machten.

Hr. B. Vielleicht ist man also darum noch nicht unglücklich, weil man sich in Gefahr befindet;

denn man kann der Gefahr entkommen; sondern man ist dann nur unglücklich daran, wenn man sich nicht zu vertheidigen weiß.

Th. Ich verstehe Sie noch nicht recht, Herr Barlow.

Hr. B. Ich will dir ein Beispiel geben. Warst du nicht unglücklich daran, als sich die Schlange um dein Bein wand, weil du glaubtest, sie würde dich beissen?

Th. Allerdings.

Hr. B. Aber Heinrich war nicht unglücklich daran.

Th. Freilich nicht.

Hr. B. Und doch war er mehr als du, in Gefahr, von ihr gebissen zu werden; denn er legte Hand an sie.

Th. Das that er freilich.

Hr. B. Aber er wußte, wenn er sie dreist anfaßte, und sie hinweg schleuderte, so würde er nicht sehr in Gefahr seyn. Hättest du also das auch gewußt, so hättest du dich vermuthlich nicht so sehr gefürchtet, und wärst nicht so schlimm daran gewesen, als du warst.

Th. Das ist freilich wahr, Herr Barlow; und sollte mir je dergleichen wieder begegnen, so würd' ich, glaub ich, Herz genug haben, eben das zu thun, was Heinrich that.

Hr. B. Würdest du also jetzt eben so schlimm daran seyn, als damals?

Th. O! nein; denn jetzt hab' ich viel mehr Herz.

Hr. B. Du siehst also, wenn man Herz hat, ist man nicht so übel daran, als wenn man feigherzig ist, und nun in Gefahr geräth.

Th Ganz gewiß nicht.

Hr. B. Und eben das wird in jeder Art von Gefahr der Fall seyn.

Th. Freilich. Denn ich habe oft meine Mutter laut schreien hören, wenn sie in der Kutsche durch ein kleines Wasser fuhr, indeß mein Vater darüber lachte.

Hr. B. Je nun, hätte sie eben so viel Herz gehabt, wie dein Vater, so hätte sie auch darüber gelacht.

Th. Das hätte sie gewiß; denn ich habe sie oft, wenn es vorbei war, über sich selbst lachen sehen, daß sie so ängstlich gewesen war.

Hr. B. Es ist also zu vermuthen, daß diesen Leuten, als sie sahen, daß sie sich gegen die weißen Bären so gut wehren konnten, nicht mehr bange vor ihnen gewesen ist; und da ihnen nicht bange war, so waren sie auch nicht unglücklich daran.

Th. Das glaub' ich freilich auch.

Hr. B. Jetzt laß uns weiter gehen.

„Die drei oben erwähnten Arten von Thieren, nämlich die Rennthiere, die blauen und weißen Füchse, und die weißen Bären, waren die einzige Nahrung, welche diese armen Matrosen hatten, so lange sie sich auf dieser traurigen Insel befanden.

Man sieht nicht sogleich alle Vortheile ein, die man sich machen könnte. Gemeiniglich wird unsre Erfindsamkeit erst durch die Noth gereizt und belebt, so, daß uns allmählig die Augen aufgehen, und wir auf Mittel und Wege fallen, auf die wir sonst nicht würden gerathen seyn.

Die Wahrheit dieser Bemerkung erfuhren unsre vier Matrosen in mehr als Einem Fall. Eine Zeitlang sahen sie sich genöthigt, ihr Fleisch beinahe ganz roh, und ohne Salz und Brod, zu essen; denn beides fehlte ihnen.

Die strenge Kälte, und der Mangel an allem, was dazu gehörte, verhinderte sie, ihre Speiser auf die gehörige Art zuzubereiten.

In der Hütte war nur Ein Ofen, der im russischen Geschmack errichtet, folglich mehr einem Backofen ähnlich, und nicht recht geschickt dazu war, etwas darin zu kochen oder zu braten. Auch war ihnen das Holz zu viel werth, um zweierlei Feuer auf einmal zu unterhalten; und das eine, das sie, zum Kochen ihrer Speisen, außer ihrer Hütte hätten machen müssen, würde nicht dazu gedient haben, sie zu wärmen.

Eine

Eine andre Ursache, warum sie nicht in freier Luft ihre Speisen kochen konnten, war die beständige Gefahr, von den weißen Bären angefallen zu werden. Dazu kommt noch, daß es ihnen, wenn sie es auch hätten versuchen wollen, doch nur einen Theil des Jahrs hindurch möglich gewesen wäre, weil die Kälte in dieser Gegend kaum einige Monate lang nachläßt, wegen der langen Abwesenheit der Sonne, die alsdann die andre Halbkugel erleuchtet; auch wegen der undenklich großen Menge von Schnee, die fast den ganzen Winter hindurch beständig fällt, und wegen des fast unaufhörlichen Regens zu gewissen Jahrszeiten.

Dieß alles war ein fast unübersteigliches Hinderniß für sie, um an solch eine Zubereitung ihrer Speisen zu denken. Um also doch einigermaßen der Beschwerde abzuhelfen, ihr Fleisch halb roh verzehren zu müssen, fielen sie darauf, etwas davon, den Sommer über, in freier Luft zu trocknen, und es hernach oben in der Hütte aufzuhängen, die, wie gesagt, bis an die Fenster herunter beständig voller Rauch war.

Es wurde also durch Hülfe dieses Rauchs vollkommen trocken. Dieß so zubereitete Fleisch diente ihnen statt des Brods, und machte, daß ihnen das andre Fleisch desto besser schmeckte, welches sie nur halb gar kochen konnten.

Da sie dieß Mittel in jeder Absicht ihren Wünschen gemäß fanden, so fuhren sie damit während

der ganzen Zeit ihres Aufenthalts auf der Insel fort, und verschafften sich dadurch beständig einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln. Wasser erhielten sie im Sommer aus kleinen Bächen, die von den Felsen herab fielen, und im Winter von dem Schnee und aufgethautem Eise.

Dieß war nun freilich ihr einzſges Getränk; und ihr kleiner Kessel war ihr einziges Gefäß, dessen sie sich zu diesem und ähnlichem Gebrauche bedienen konnten.

Ich habe oben gesagt, daß unsre Matrosen einen kleinen Beutel voll Mehl mit sich auf die Insel brachten. Hievon hatten sie ungefähr die Hälfte zu ihren Speisen verbraucht; die andre Hälfte verwandten sie auf andre Art gleichfalls zu ihrem Nutzen.

Sie sahen bald die Nothwendigkeit ein, in einer so großen Kälte ein beständiges Feuer zu unterhalten, und fanden, daß sie, wenn es ausgehen sollte, nicht im Stande seyn würden, es wieder anzuzünden.

Denn, wenn sie gleich einen Stahl und Feuersteine hatten, so fehlte es ihnen doch an Zunder und Lunten. Auf ihren Streifereien durch die Insel hatten sie eine Art von schlammichtem Leim, oder Thonerde, ungefähr in der Mitte derselben gefunden. Hieraus machten sie ein Gefäß, dessen sie sich statt einer Lampe bedienen konnten, und nahmen

sich vor, dieselbe mit dem Fette der Thiere, die sie erlegen würden, beständig brennend zu erhalten.

Unstreitig war dieß die vernünftigste Maaßregel, die sie nehmen konnten; denn in einer Weltgegend ohne Licht zu seyn, wo es im Winter mehrere Monate nach einander finster ist, würde ihr Elend noch gar sehr vergrößert haben."

Wenn ich bitten darf, sagte Thomas, so halten Sie hier doch ein wenig inne, und sagen mir, ob es denn wirklich Länder in der Welt giebt, wo es mehrere Monate hindurch beständig Nacht ist?

Dergleichen Länder giebt es allerdings, antwortete Herr Barlow.

Th. Wie ist das aber möglich?

Hr. B. Wie kommt es, daß es überhaupt Nacht wird?

Th. Wie das kommt? — Es muß einmal so seyn; nicht wahr?

Hr. B. Das heißt so viel, du weißt die Ursache nicht. Aber bemerkst du denn keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht?

Th. Ja freilich; am Tage ist es helle; und des Nachts ist es finster.

Hr. B. Und warum ist es des Nachts finster?

Th. Das weis ich wirklich nicht.

Hr.

Hr. B. Scheint denn des Nachts allemal die Sonne?

Th. Nein, das thut sie nicht.

Hr. B. Sie scheint also zuweilen des Nachts, und zuweilen nicht?

Th. Sie scheint des Nachts niemals.

Hr. B. Scheint sie denn am Tage?

Th. Ja freilich.

Hr. B. Alle Tage?

Th. Alle Tage, denk' ich; nur zuweilen kann man sie vor den Wolken nicht sehen.

Hr. B. Und wo bleibt denn die Sonne des Nachts?

Th. Sie geht weg, so, daß wir sie nicht sehen können.

Hr. B. So lange du also die Sonne sehen kannst, ist es nicht Nacht?

Th. Nein, Herr Barlow.

Hr. B. Aber wenn die Sonne weggeht, so kommt die Nacht?

Th. Ja.

Hr. B. Und wenn die Sonne wieder kommt, was geschieht dann?

Th. Dann wird es wieder Tag. Denn ich habe den Tag anbrechen sehen, und da kam gleich nach der Dämmerung die Sonne hervor.

Hr.

Hr. B. Wenn also die Sonne einige Monate nach einander gar nicht aufgienge, was geschähe dann?

Th. Da würd' es freilich immer Nacht und finster seyn.

Hr. B. Und gerade das ist der Fall in denen Ländern, von welchen hier die Rede ist.

„Nachdem sie also eine Art von Lampe verfertigt hatten, füllten sie dieselbe mit Fett von Rennthieren, und steckten etwas zusammengedrehte Leinewand, in der Form eines Tochtes, hinein. Unglücklicherweise aber fanden sie, daß das Fett, so bald es schmolz, sich nicht nur in den Thon einsog, sondern auch auf allen Seiten mit demselben zusammenfloß.

Es kam also darauf an, ein Mittel auszusinnen, wodurch man diesem Uebel abhelfen konnte, welches nicht etwa dadurch entstand, daß die Lampe Ritzen hatte, sondern daß der Thon, woraus sie verfertigt worden, gar zu weich und locker war. Sie machten also eine neue Lampe, trockneten sie tüchtig an der Luft, machten sie alsdann glühend heiß, und kühlten sie darauf in ihrem Kessel ab, worin sie eine Menge von dem ihnen noch übrigen Mehl zu einer Art von dünner Stärke niedergekocht hatten.

Als nun die Lampe getrocknet war, und mit zerschmolzenem Fett angefüllt wurde, fanden sie zu

ihrer großen Freude, daß sie völlig dicht war. Um aber noch desto sicherer zu seyn, tauchten sie leinene Lappen in jenen Kleister und bedeckten damit die ganze Außenseite der Lampe.

Da ihnen dieß alles so gut gelungen war, machten sie sogleich noch eine andre Lampe, damit sie, im Fall jene Schaden litte, doch nicht ohne Licht wären; und als sie auch diese fertig hatten, sparten sie das noch übrige Mehl zu ähnlichem Gebrauche sorgfältig auf. Da sie alles, was sie am Ufer fanden, und irgend zum Brennholz dienen konnte, sorgfältig auffsammelten, so fanden sie auch unter den Schiffstrümmern etwas Tauwerk, und eine Art von Hanf, womit man die Schiffe auszubessern und dicht zu machen pflegt; hierauf verfertigten sie Tochte für ihre Lampen.

Als es auch hiermit zu Ende gieng, nahmen sie ihre Hemden und ihre Ueberzeuge, dergleichen fast alle rußische Bauern tragen, mit zu Hülfe.

Hiedurch erhielten sie ihre Lampen unabläßig im Brand, von dem Tage an, da sie dieselben verfertigten, welches bald nach ihrer Ankunft auf der Insel war, bis an den Tag ihrer Rückfahrt in ihr Vaterland.

Die Nothwendigkeit, die wesentlichsten Kleidungsstücke, ihre Hemden und Ueberzüge, zu dem gedachten Gebrauche herzugeben, setzte sie der strengen Kälte noch mehr aus.

Auch

Auch fehlte es ihnen nun an Schuhen, Stiefeln, und andern Kleidungsstücken; und da der Winter herankam, so sahen sie sich genöthigt, ihre Zuflucht abermals zu jener Erfindsamkeit zu nehmen, die in der Prüfungsstunde des Elendes niemals fehl zu schlagen pflegt.

Sie hatten Felle von Rennthieren und Fuchsbälge im Ueberfluß, deren sie sich bisher zu Betten bedient hatten, und die sie jetzt zu einem noch nothwendigern Gebrauch anzuwenden dachten; aber die Frage war nur, wie sie es anfangen sollten, diese Felle zu gerben.

Nachdem sie dieß in Ueberlegung genommen hatten, fielen sie auf folgendes Mittel: sie feuchteten die Felle einige Tage lang im frischen Wasser ein, bis sie die Haare ziemlich leicht abziehen konnten; sodann rieben sie das nasse Leder mit ihren Händen, bis es beinahe trocken war; hierauf bestrichen sie es mit geschmolzenem Rennthierfett, und rieben es wieder tüchtig durch.

Auf diese Art wurde das Leder weich, biegsam und geschmeidig, so daß es zu allem dem tüchtig wurde, wozu sie es brauchen wollten.

Diejenigen Felle, die sie zu Pelzen bestimmten, ließen sie nur Einen Tag im Wasser liegen, um sie geschmeidiger zu machen, und verfuhren sodann auf die eben beschriebene Art damit, außer, daß sie die Haare nicht davon abmachten. Und so versahen

sie sich gar bald mit den nöthigen Sachen zu allen den Kleidungsstücken, die sie brauchten.

Jetzt aber fand sich eine neue Schwierigkeit. Sie hatten keine Ahle, um Schuhe oder Stiefeln zu machen, noch Nähnadeln, um ihre Kleider damit zu nähen.

Aber auch diesem Mangel wurde bald vermittelst der kleinen Stücke Eisen abgeholfen, die sie gelegentlich aufgesammelt hatten.

Hieraus machten sie beides; und brachten sie durch ihren Fleiß sogar zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit.

Es kostete ihnen nicht wenig Mühe, Augen in ihre Nadeln zu machen; aber auch das brachten sie durch Hülfe ihres Messers zu Stande.

Sie schliffen es nämlich vorne ganz spitz zu, machten dann einen zu dieser Absicht geschmiedeten Drath glühend heiß, und bohrten ein Loch durch das eine Ende desselben; das andre Ende machten sie durchs Schleifen und Wetzen an Steinen spitzer, und gaben so der ganzen Nadel eine ziemlich regelmäßige Gestalt.

Außerdem brauchten sie auch eine Scheere zum Ausschneiden der Haut; da sie aber keine hatten, so bedienten sie sich statt derselben des Messers; und ob es gleich unter ihnen keinen Schuster noch Schneider gab, so wußten sie doch ihr Leder und ihr Pelzwerk ganz geschickt zu ihrem Gebrauch auszuschneiden.

Die

Die Sehnen der Bären und Rennthiere, die sie, wie ich oben gesagt habe, spalten gelernt hatten, dienten ihnen statt der Fäden; und da sie so mit allem Nothwendigen versehen waren, so machten sie sich an die Verfertigung neuer Kleidungsstücke."

Dieß, sagte Herr Barlow, sind die Auszüge, die ich aus dieser außerordentlichen Geschichte gemacht habe; und man lernt aus ihnen zur Gnüge theils die mannichfaltigen Zufälle kennen, denen die Menschen unterworfen sind, und theils auch die wundersamen Hülfsmittel, die sich auch unter den traurigsten Umständen ausfindig machen lassen.

Das ist sehr wahr, antwortete Thomas; aber was wurde denn nun am Ende aus diesen armen Leuten?

Nachdem sie mehr als sechs Jahre an dieser fürchterlichen und unwirthbaren Küste zugebracht hatten, antwortete Herr Barlow, landete dort zufälligerweise ein Schiff an, nahm drei von ihnen an Bord, und brachte sie glücklich nach ihrem Vaterlande zurück. Und was wurde denn aus dem vierten? sagte Thomas.

Der wurde, antwortete Herr Barlow, von einer gefährlichen Krankheit befallen, die der Scharbock heißt; und weil er sehr träge und unthätig war, und sich nicht die zur Gesundheit nöthige

Bewegung machte, so nahm seine Krankheit immer mehr überhand, und zuletzt starb er, und wurde von seinen Reisegefährten in den Schnee begraben.

Hier kam der kleine Heinrich von seines Vaters Hause zurück, und brachte das kleine Huhn mit sich, das er, wie oben gesagt ist, aus den Klauen des Habichts gerettet hatte.

Das kleine Thier war jetzt von der Beschädigung, die es erlitten hatte, vollkommen geheilt, und bewies so viel Liebe für seinen Erretter, daß es ihm, wie ein Hund, nachlief, auf seine Schultern hüpfte, sich in seinen Busen verkroch, und Brodkrumen aus seinen Händen aß.

Thomas war sehr verwundert und erfreut darüber, als er es so zahm und gelehrig sah, und fragte, wie es denn so artig und gut geworden wäre.

Heinrich sagte ihm, er habe sich deswegen keine sonderliche Mühe gegeben; sondern, weil das arme kleine Ding so jämmerlich sey verwundet worden, so habe er es so lange täglich gefüttert, bis es wieder gesund war; und nun habe es, dieser Gefälligkeit wegen, ihn nach und nach so lieb gewonnen.

In der That, sagte Thomas, das ist doch sehr sonderbar; denn ich glaubte, alle Vögel flögen sogleich davon, wenn ihnen ein Mensch zu nahe komme, und selbst das Federvieh, welches man zu Hause groß zieht, lasse sich nicht gern von Jemand anrühren.

Hr. B. Und was, glaubst du, ist Schuld daran?

Th. Weil sie wild sind.

Hr. B. Und wenn ist ein Vogel wild?

Th. Wenn er nicht leiden will, daß man ihm zu nahe komme.

Hr. B. Folglich ist ein Vogel wild, weil man ihm nicht zu nahe kommen darf; und man darf ihm nicht zu nahe kommen, weil er wild ist?

Das heißt also nichts weiter, als: wenn ein Vogel wild ist, so will er nicht haben, daß man ihm zu nahe komme.

Aber ich wünsche die Ursache zu wissen, warum er wild ist.

Th. Ja, die weiß ich wirklich nicht; es wäre denn darum, weil das ihm nun einmal in der Natur ist.

Hr. B. Aber, wenn ihm das in der Natur wäre, so könnte dies Huhn unsern Heinrich nicht so lieb haben.

Th. Das kommt daher, weil er sich so gut gegen dasselbe bezeigt.

Hr. B. Sehr wahrscheinlich. Folglich ist es nicht in der Natur eines Thiers, vor einem wegzulaufen, der ihm gut ist.

Th. Nein, Herr Barlow, das muß es wol nicht.

Hr. B. Aber wenn einer ihm nicht gut ist, oder ihm Leides thun will, dann ist es in der Natur eines Thiers, vor ihm zu laufen; nicht wahr?

Th. Ja.

Hr. B. Und dann sagst du, daß es wild ist; nicht wahr?

Th. Ja, Herr Barlow.

Hr. B. Also sind vermuthlich die Thiere bloß darum wild, weil sie fürchten, daß man ihnen was zu Leide thun werde; und sie laufen bloß aus Furcht der Gefahr davon. Ich glaube, du thätest eben das, wenn dir ein Löwe oder Tiger begegnete.

Th. Freilich wol.

Hr. B Und doch rechnest du dich nicht zu den wilden Thieren!

Thomas lachte herzlich hierüber, und sagte: Nein. Folglich, sagte Herr Barlow, wenn du Thiere zahm machen willst, so mußt du dich gut gegen sie bezeigen, und freundlich gegen sie thun; alsdann werden sie sich nicht länger vor dir fürchten, sondern zu dir kommen, und dich lieb haben.

Ja wirklich, sagte Heinrich, das ist sehr wahr; denn ich habe einen kleinen Jungen gekannt, der eine Schlange sehr lieb gewann, die sich in seines Vaters Garten aufhielt; und wenn er seine Milch zum Frühstück bekommen hatte, so pflegte er sich unter einem Nußbaum zu setzen und zu pfeifen;

und

und dann kam die Schlange zu ihm, und schlurfte die Milch aus seinem Glase.

Th. Aber biß sie ihn denn nicht?

H. O! nein. Zuweilen gab er ihr einen kleinen Schlag mit seinem Löffel, wenn sie zu geschwinde trank; aber sie that ihm nie das geringste.

Thomas war über diese Unterredung sehr vergnügt; und da er ganz gutartig war, und gern Versuche machte, so nahm er sich vor, seine Geschicklichkeit in Zähmung wilder Thiere zu versuchen.

Er nahm daher ein großes Stück Brod in die Hand, und gieng aus, um ein Thier zu finden, dem er es geben könnte. Das erste, das ihm in Wurf kam, war ein kleines Spanferkel, das von seiner Mutter weggelaufen war, und sich in die Sonne gelegt hatte.

Thomas wollte diese Gelegenheit, seine Talente zu zeigen, nicht versäumen, und rief daher: Komm! komm! kleines Ferkel, komm her!

Aber das Spanferkel, das nicht wußte, was er haben wollte, grunzte bloß, und lief davon.

Du kleines undankbares Geschöpf, sagte Thomas, begegnest du mir so, da ich dich füttern wollte? Wenn du deine Freunde nicht besser kennst, so muß ich dichs lehren. Und hiemit sprang er auf das Ferkel zu, und faßte es bei einem Hinterbein, um ihm das Brod zu geben, das er in der Hand hatte.

Allein das Ferkel, das dieser Bewegung nicht gewohnt war, fieng an, sich dergestalt zu wehren und zu schreien, daß die Sau, die es hören konnte, herbei gelaufen kam, und alle ihre übrigen Jungen hinter sich hatte.

Weil Thomas nicht wußte, ob ihr seine Gutherzigkeit gegen ihr Ferkel lieb seyn werde, oder nicht, so hielt er es für das klügste, dieß letztere fahren zu lassen; und das Ferkel, welches so geschwinde als möglich davon zu kommen suchte, lief ihm zum Unglück zwischen die Beine, und warf ihn zu Boden.

Die Stelle, wo dieß geschah, war sehr kothig, so, daß sich Thomas von Kopf bis zu Fuß beschmuzte; und die Sau, die eben herbeigelaufen kam, lief über ihn hin, als er aufstehen wollte, und stieß ihn aufs neue in den Koth.

Thomas, der ziemlich hitzig war, wurde über dieß undankbare Betragen gegen seine vermeinte Gutherzigkeit sehr aufgebracht, verlor alle Geduld, faßte die Sau beim Hinterbein, und zerrte sie mit aller Gewalt, indeß sie sich loszuarbeiten suchte.

Die Sau fand, wie man leicht denken kann, kein sonderliches Behagen an dieser Begegnung, und gab sich alle Mühe, davon zu kommen.

Weil aber Thomas sie immer noch fest hielt und zerrte, so widersetzte sie sich ihm mit solcher Gewalt, daß sie ihn eine ganze Strecke lang mit

sich fortschleppte, wobei sie das kläglichste Gequick erhob, worein die ganze Zucht ihrer Ferkel mit einstimmte.

Während dieses Streits kam eben eine große Heerde Gänse über die Heerstraße, in deren Mitte sich die erschrockne Sau kopflangs stürzte, und den erzürnten Thomas noch immer mit sich fortschleppte.

Die Gänse flohen in der größten Eile davon, und vereinten ihr ängstliches Geschnatter mit dem Geschrei der Schweine.

Aber ein Gänserich von mehr als gewöhnlicher Größe und Stärke ward über den unverschuldeten Angriff entrüstet, der auf seine Gänse geschah, flog von hinten auf unsern Thomas ein, und versetzte ihm mit seinem Schnabel einige derbe Schläge.

Thomas, dessen Muth bisher unbezwinglich gewesen war, sah sich jetzt ganz unerwartet von einem neuen Feinde angefallen, und genöthigt, das Feld zu räumen. Weil er aber seine gefährliche Lage nicht völlig kannte, so ließ er nicht nur die Sau davon laufen, sondern vereinte nun auch sein Geschrei um Hülfe mit dem allgemeinen Geschrei.

Dieß hörte Herr Barlow, der voller Besorgniß herbei eilte, und seinen Zögling in dem jämmerlichsten Aufzuge fand, von Kopf bis zu Fuß im Schmutz, und Gesicht und Hände so schwarz, wie ein Schornsteinfeger.

Er fragte, was denn vorgefallen sey; und so bald Thomas wieder zu Athem kommen konnte, gab er ihm folgende Antwort: Sehen Sie, Herr Barlow, das alles ist die Frucht von ihrer Anweisung, wie man Thiere zahm machen solle. Ich wollte sie zahm und freundlich gegen mich machen; und da sehen Sie nun die Folgen davon.

In der That, sagte Herr Barlow, ich sehe wol, daß man dir sehr übel mitgespielt hat; und wenn ich wirklich daran Schuld wäre, so sollt' es mir noch mehr leid um dich seyn. Nein, sagte Thomas, ich kann eben nicht sagen, daß ich Schaden genommen hätte.

Nun, sagte Herr Barlow, so geh lieber erst hin, und wasche dich; und wenn das geschehen ist, so wollen wir weiter darüber sprechen!

Als Thomas wieder kam, fragte ihn Herr Barlow, wie es denn eigentlich zugegangen wäre; und als er ihm seine ganze Geschichte erzählt hatte, sagte er: Dein Unfall geht mir wirklich sehr nahe; aber ich sehe doch nicht, daß ich ihn verschuldet habe; denn ich wüßte nicht, daß ich dir je den Rath gegeben hätte, Schweine bei den Hinterpfoten zu fassen.

Th. Das nun wol nicht; aber Sie sagten mir doch, wenn ich Thieren was zu fressen gäbe, so würden sie mich lieb haben; und so wollt' ich auch dem Ferkel zu fressen geben.

Hr.

Hr. B. Aber es war nicht meine Schuld, daß du es auf eine verkehrte Art versuchtest. Das Thier wußte nicht, was du wolltest; und als du es daher so heftig anpacktest, suchte es sich natürlicher Weise loszuarbeiten; und da seine Mutter es schreien hörte, so war es sehr natürlich, daß sie herbei eilte, ihm zu helfen.

Dein Mangel an Erfahrung war folglich an allem Unheil Schuld. Ehe du dich mit einem Thier abgiebst, mußt du billig seine Natur und seine Art kennen; denn sonst könnte dirs gehen, wie jenem kleinen Knaben, der Fliegen fangen wollte, und von einer Wespe gestochen wurde; oder wie einem andern, der eine Otter auf einer Bank schlafen sah, sie für einen Aal hielt, und von ihr gebissen wurde; welches ihn beinahe sein Leben gekostet hätte.

Th. Aber, Herr Barlow, ich glaubte, Heinrich hätte uns von einem kleinen Jungen erzählt, der eine Schlange fütterte, und dem sie doch nichts zu Leide that.

Hr. B. Das konnte gar wohl seyn; denn fast kein einziges Thier thut einem was zu Leide, wenn man es nicht zerrt, oder wenn es nicht hungrig ist. Und unter den kriechenden Thieren sind einige ganz unschädlich; andre aber nicht.

Der beste Rath ist also, dich mit keiner Sache eher einzulassen, bis du ihre Art und Natur kennst. Hättest du diese Regel beobachtet, so würde dirs

nim-

nimmermehr eingefallen seyn, ein Ferkel bei den Hinterpfoten zu fassen, um es zahm zu machen.

Und es ist dein großes Glück, daß du das nicht an einem größern Thiere versucht hast; denn sonst hätte dirs eben so schlimm gehen können, wie jenem Schneider mit dem Elephanten.

Th. O! sagen Sie mir doch, wie gieng es denn dem? Aber erst erklären Sie mir doch lieber, was ein Elephant ist.

Ein Elephant, sagte Herr Barlow, ist das größte unter allen bekannten Landthieren. Es ist sehr oft dicker als ein Ochs, und wächst eilf oder zwölf Fuß hoch.

Er ist, wie du leicht denken kannst, erstaunlich stark; aber dabei auch so gutartig, daß er selten irgend ein Leides thut, selbst in den Wäldern nicht, wo er sich gewöhnlich aufhält. Er frißt kein Fleisch, sondern lebt von den Früchten und Zweigen der Bäume.

Was aber das Sonderbarste an seiner Gestalt ist, ist der Umstand, daß er anstatt einer Schnauze ein langes hohles Stück Fleisch hat, welches drei bis vier Fuß über sein Maul herunter wächst. Dies nennt man den Rüssel des Elephanten; und er ist im Stande, ihn nach allen Seiten hin zu bewegen.

Will er einen Ast oder Zweig vom Baume brechen, so schlingt er seinen Rüssel um denselben her, und schlägt ihn sogleich damit ab. Will er

trin-

trinken, so senkt er den Rüssel ins Wasser, zieht damit auf einmal ganze Eimer voll heraus, zieht dann das Ende davon rückwärts, und schüttet es alles in sein Maul.

Aber, wenn er so groß und stark ist, sagte Thomas, so ist es ja doch wol nicht möglich, ihn zahm zu machen. Das würde freilich wol unmöglich seyn, versetzte Herr Barlow, wenn man nicht Elephanten selbst, die schon zahm gemacht sind, dazu abrichtete, andre zu fangen.

Th. Aber wie macht man das?

Hr. B. Wenn man ein Gehölz ausfindig gemacht hat, worin sich Elephanten aufhalten, so zieht man um dasselbe ein großes Gehege mit starken Pfählen und einem tiefen Graben, wozu nur ein einziger Eingang ist, dessen Thür mit Fleiß offen gelassen wird. Alsdann läßt man einen oder zwei von den zahmen Elephanten los, die sich zu den wilden gesellen, und sie allmählig in das Gehege locken.

So bald einer von ihnen hinein ist, schließt ein Mann, der schon dazu bereit steht, die Thür zu, und macht ihn zum Gefangenen.

Wenn sich nun das Thier auf diese Art überlistet sieht, fängt es an wild zu werden, und sucht zu entkommen; dann aber gehen sogleich zwei von den größten und stärksten zahmen Elephanten, die schon dazu hingestellt sind, von beiden Seiten auf

ihn

ihn ein, und schlagen ihn so lange mit ihren Rüsseln, bis er ruhiger wird.

Sodann geht man von hinten auf ihn zu, bindet einen großen Strick um jede seiner Hinterpfoten, und befestigt das andre Ende davon an zwei großen Bäumen.

Alsdann läßt man ihn einige Stunden ohne Futter; und während dieser Zeit wird er gemeiniglich so gelehrig, daß er sich in den für ihn zubereiteten Stall führen läßt, wo er sein übriges Leben hindurch wie ein Pferd, oder eine andre Art von Hausthier, lebt.

Th. Aber nun sagen Sie mir doch, was that der Elephant dem Schneider?

Hr. B. Zu Surate, einer Stadt, wo man viele von dergleichen zahmen Elephanten hielt, war ein Schneider, der in seiner Werkstatt zu sitzen und zu arbeiten pflegte, dicht an dem Platze, wo man diese Elephanten täglich zur Tränke führte.

Dieser Mann machte mit einem von diesen Thieren eine Art von vertrauter Bekanntschaft, und pflegte ihm Früchte und andre Gewächse zu reichen, so oft der Elephant sein Haus vorbei kam.

Der Elephant war gewohnt, seinen langen Rüssel ins Fenster hinein zu stecken, und auf diese Art das in Empfang zu nehmen, was ihm sein guter Freund geben wollte.

Eines Tages aber war der Schneider sehr übel aufgeräumt, und bedachte nicht, wie gefährlich es

für

für ihn seyn könnte, ein Thier von solcher Größe und Stärke zum Zorn zu reizen.

Der Elephant steckte also seinen Rüssel in das Fenster, wie gewöhnlich; anstatt ihm aber etwas zu fressen zu geben, stach er ihn mit seiner Nadel. Sogleich zog der Elephant seinen Rüssel zurück, und gieng, ohne im mindesten seinen Unwillen zu äußern, mit den übrigen zur Tränke.

Nachdem er aber seinen Durst gelöscht hatte, sammelte er eine große Menge des schmuzigsten Wassers, das er nur finden konnte, in seinen Rüssel, der, wie ich dir schon gesagt habe, mehrere Eimer fassen kann; und, als er auf seinem Rückwege die Werkstätte des Schneiders vorbei kam, spie er ihm alles dieß Wasser ins Gesicht, so, daß er über und über davon naß wurde, und beinahe darin ertrunken wäre, zur gerechten Strafe seiner Unart und Treulosigkeit.

In der That, sagte Heinrich, wenn man bedenkt, wie stark dieß Thier war, so muß es immer noch viel Mäßigung und Großmuth besessen haben, um ihn nicht noch härter zu bestrafen. Und ich finde es daher immer höchst unartig, wenn man gegen Thiere grausam ist, die gegen uns so gut und zugethan sind.

Darin hast du sehr Recht, antwortete Herr Barlow; und ich erinnere mich einer andern Geschichte mit einem Elephanten, die, wenn sie wahr ist, noch mehr Außerordentliches hat.

Wenn

Wenn diese Thiere gleich, im Ganzen genommen, sehr gelehrig und folgsam gegen diejenigen sind, die sie wie einen Hund halten, so äußern sie doch zuweilen eine Art von Ungeduld, wodurch sie völlig unlenksam werden. Alsdann ist es gefährlich, ihnen zu nahe zu kommen, und sehr schwer, sie zu bändigen.

Ich hätte euch noch sagen sollen, daß in den morgenländischen Gegenden, wo man Elephanten findet, die Könige und Fürsten sie eben so zum Reiten gebrauchen, wie wir die Pferde.

Man schlägt dann eine Art von Gezelt über den Rücken des Thiers, in welchem sich einer, oder mehrere, hinsetzen; und der Wärter des Elephanten sitzt auf dem Nacken desselben, und regiert ihn mit einer Stange, an deren Ende ein eiserner Hacken befindlich ist.

Weil nun diese Thiere sehr kostbar sind, so wird der Wärter zuweilen strenge bestraft, wenn dem Elephanten durch seine Sorglosigkeit etwas zustößt.

Da nun einst einer von den größten Elephanten auf einmal böse wurde, und sich losriß, und der Wärter nicht gleich bei der Hand war, so war Niemand im Stande, ihn zu besänftigen, noch dreist genung, sich an ihn zu machen.

Als er daher so wild umher lief, fiel ihm die Frau seines Wärters in die Augen, die ihn eben so, wie ihr Mann, oft gefüttert hatte, mit ihrem

kleinen Kinde auf dem Arm; und sie suchte eben seiner Wuth zu entkommen.

Die arme Frau lief so geschwinde, als sie nur konnte; da sie aber sah, daß sie unmöglich entkommen konnte, weil diese Thiere, bei aller ihrer Größe, doch sehr geschwinde laufen; so kehrte sie sich ganz entschlossen um, warf ihr Kind vor den Elephanten hin, und redete ihn, als ob er sie verstehn könnte, mit folgenden Worten an: Du undankbares Thier! ist das der Dank für das viele Gute, das wir dir erwiesen haben? Gaben wir dir darum seit so vielen Jahren dein Futter, und nahmen uns Nacht und Tag deiner an, daß du uns am Ende alle unglücklich machen solltest? Zermalme denn nun dieß arme unschuldige Kind und mich, zum Lohn für alles das Gute, was dir mein Mann erwiesen hat!

Indeß sie so sprach, näherte sich der Elephant der Stelle, wo das kleine Kind lag. Anstatt aber darauf zu treten, oder ihm irgend ein Leides zu thun, blieb er davor stehen, und sah es ganz ernsthaft an, als ob er Beschämung und Mitleid fühlte. Seine Wuth verlor sich zusehends, und er ließ sich ohne Widerstand zu seinem Stalle führen.

Am folgenden Tage giengen Heinrich und Thomas in den Garten, um den Weitzen, den Heinrich mitgebracht hatte, auf ein Beet zu säen, welches Thomas in dieser Absicht umgegraben hatte.

Während ihrer Arbeit sagte Thomas: Lieber Heinrich, hast du wol je die Geschichte von den Leuten gehört, die sechs Jahre hindurch in einem schrecklich kalten Lande — den Namen hab' ich vergessen — ihr Leben zubringen mußten, wo es lauter Eis und Schnee, und fast gar keine andre Thiere giebt, als große Bären, welche Menschen auffressen?

H. O! ja, das hab' ich.

Th. Und schauderte dir nicht schon bei dem bloßen Gedanken daran entsetzlich?

H. Nein, das kann ich eben nicht sagen.

Th. Möchtest du denn wol in solch einem Lande leben?

H. Nein, das nicht; ich bin sehr froh, in einem Lande, wie das unsrige ist, gebohren zu seyn, wo es fast niemals weder zu heiß noch zu kalt ist. Aber man muß sich geduldig in das zu finden wissen, was uns in der Welt nun einmal beschieden ist.

Th. Das ist wol wahr; aber würdest du nicht weinen, und dich herzlich betrüben, wenn du an solch ein Land verschlagen wärst?

H. Freilich würde ich sehr traurig darüber seyn, wenn ich mich daselbst ganz allein befände; vornehmlich darum, weil ich nicht groß und stark genug bin, mich gegen so wilde Thiere zu wehren.

Aber das Weinen würde mir zu nichts helfen; besser würd' es seyn, Hand anzulegen, und zu suchen, wie ich mir Rath schaffen könnte.

Th. Allerdings. Aber was könntest du machen?

H. Je nun, ich würde mir ein Haus zu bauen suchen, wenn ich das Nöthige dazu finden könnte.

Th. Und was braucht man denn zu einem Hause? — Ich denke, es ist nicht möglich, ein Haus zu bauen, wenn man nicht eine Menge Handwerker aller Art hat, wie z. B. Zimmerleute und Maurer sind?

H. Du weißt doch, daß nicht alle Häuser gleich groß sind. Die Häuser worin arme Leute wohnen, sind nicht so groß, als deines Vaters Haus.

Th. Sie sind freilich klein, schmutzig, unansehnlich und häßlich; ich möchte nicht darin wohnen.

H. Und doch sind arme Leute gemeiniglich eben so stark und gesund, als reiche. Aber, wenn du nun einmal kein andres haben könntest: so würdest du doch lieber in solch einem Hause wohnen wollen, als unter freiem Himmel.

Th. Ja freilich. Aber wie wolltest du es anfangen, solch ein Haus zu bauen?

H. Wenn ich Holz kriegen könnte, und eine Axt hätte, so würd' ich einige Aeste von den Bäumen abhauen, und sie aufrecht neben einander in die Erde stecken.

Th. Und was weiter?

H. Dann würd' ich noch mehr Aeste und mehr kleines Holz holen, und dieses dazwischen flechten

und befestigen, gerade so, wie man die Schafhürden macht; und weil das wol noch nicht warm genug seyn würde, um Wind und Kälte abzuhalten, so würd' ich das über und über, von innen und von außen, mit Leimem bestreichen.

Th. Was ist das, Leimen?

H. Es ist eine eigne Art von Erde, die einem an den Füßen kleben bleibt, wenn man darauf tritt, oder an den Händen, wenn man sie angreift.

Th. Wirklich, ich hab' es nicht für so leicht gehalten, ein Haus zu bauen. Und glaubst du denn, daß wirklich Leute in solch einem Hause wohnen könnten?

H. Ganz gewiß glaub' ich das. Denn manche Leute wohnen selbst bei uns in solchen Häusern; und ich habe gehört, daß es in manchen Weltgegenden gar keine andre giebt.

Wirklich, sagte Thomas, ich möchte wol versuchen, ein Haus zu bauen. Meinst du wol, Heinrich, daß wir beiden eins bauen könnten? O! ja, sagte Heinrich, wenn ich Holz und Leimen genug hätte, und eine kleine Axt, die Pfähle spitzig zu machen, und sie in die Erde zu schlagen, so glaube ich, könnt' ich das wol.

Herr Barlow kam darauf, um sie zum Lesen zu rufen, und sagte zu Thomas, weil er doch so viel von der Gutherzigkeit gegen Thiere gesprochen hätte, so habe er ihm eine sehr artige Geschichte

darüber

darüber ausgesucht, und hoffe, er werde sie nun auch recht gut lesen.

Recht gern, sagte Thomas, denn ich fange an, das Lesen sehr zu lieben; und ich komme mir glücklicher vor, seitdem ich es gelernt habe. Denn jetzt weiß ich mir immer die Zeit zu vertreiben.

Die meisten Leute finden das Lesen angenehm, antwortete Herr Barlow. Wenn man Lesen kann, so wird man nicht finden, daß einen das Lernen zur Last wird; und es ist dann unsre eigne Schuld, wenn uns jemals die Zeit lang wird.

Dieß ist ein Vortheil, dessen ein Edelmann — weil du das Wort doch einmal so gern brauchst — ganz vorzüglich genießen kann, weil er Meister von so vieler Zeit ist. Und es ist weit besser, wenn er sich vor andern durch größere Kenntniß und Einsicht auszeichnet, als durch schöne Kleider, oder andre dergleichen Kleinigkeiten, die ein Jeder, der sie bezahlen kann, eben so gut haben kann, als er.

Thomas las darauf mit heller und deutlicher Stimme folgende Geschichte.

Der gutartige Knabe.

Ein kleiner Knabe gieng einst des Morgens aus, um nach einem Dorfe zu gehen, das ungefähr zwei Stunden von seinem Wohnort entfernt lag, und nahm in seinem Korbe so viel Vorrath von Essen

und Trinken mit, als er den Tag über zu brauchen gedachte.

Unterweges begegnete ihm ein armer kleiner halb verhungerter Hund, der mit dem Schweif wedelte, und ihn zu bitten schien, sich seiner zu erbarmen. Anfänglich gab der Knabe nicht sonderlich Acht darauf; zuletzt aber bemerkte er, wie hager und ausgehungert das kleine Geschöpf war, und sagte bei sich selbst: Dieß arme Thier befindet sich gewiß in großer Noth; gebe ich ihm etwas aus meinem Korbe, so muß ich selbst hungrig nach Hause gehen; aber, da er es nöthiger zu brauchen scheint, als ich, so will ich mit ihm theilen. Indem er dieß sagte, gab er dem Hunde etwas von dem, was er im Korbe hatte; und der Hund fraß es so begierig, als ob er in vierzehn Tagen nichts bekommen hätte.

Der Knabe gieng ein wenig weiter, und der Hund folgte ihm immer nach, und liebkosete ihm mit der größten Zuneigung und Erkenntlichkeit, als er ein armes altes Pferd auf der Erde liegen und ächzen sah, als ob es sehr krank wäre. Er gieng näher hinzu, und sah, daß es vor Hunger beinahe des Todes, und so schwach war, daß es nicht aufstehen konnte.

Ich fürchte sehr, sagte der kleine Knabe, wenn ich mich hier aufhalte, um diesem Pferde zu helfen, so wird es finster werden, ehe ich wieder zurück komme; und ich habe gehört, daß es Räuberbanden hier in der Gegend giebt. Aber ich will es doch

ver=

versuchen. Es ist doch immer ein gutes Werk, wenn ich ihm zu helfen suche; und der liebe Gott wird mich schon in seinen Schutz nehmen.

Er gieng darauf hin, und pflückte etwas Gras, welches er dem Pferde vorhielt, das nun gleich mit so vieler Begierde zu fressen anfieng, als ob der Hunger seine größte Krankheit wäre. Er holte darauf etwas Wasser in seinem Hut, welches das Pferd austrank, und nun auf der Stelle dergestalt erfrischt zu seyn schien, daß es nach einigen Versuchen wieder auf die Beine kam, und anfieng zu grasen.

Hierauf gieng er ein wenig weiter, und sah Jemanden in einem Wasserteich umher waten, der, aller seiner Mühe ungeachtet, nicht im Stande war, herauszukommen.

Was fehlt dir, mein lieber Mann? sagte der kleine Knabe zu ihm; kannst du aus dem Wasser hier nicht heraus kommen.

Ach! nein, mein lieber Junge, oder mein liebes Mädchen; denn dafür halt ich dich, deiner Stimme nach. Ich bin hier ins Wasser hereingefallen, und weiß nicht wieder herauszukommen; denn ich bin stockblind, und mag mich kaum von der Stelle rühren, weil ich fürchte, zu ertrinken.

Nun wohlan, sagte der Knabe, wenn ich auch bis auf die Haut naß werden sollte; wirf mir nur deinen Stock zu; so will ich dir heraus zu helfen suchen.

Der blinde Mann warf darauf seinen Stock nach der Seite zu, von welcher die Stimme herkam. Der Knabe fieng ihn auf, gieng ins Wasser, und fühlte sehr sorgfältig vor sich hin, damit er nicht unversehens zu tief hinein gerathen möchte. Endlich erreichte er den blinden Mann, nahm ihn sehr vorsichtig bei der Hand, und führte ihn heraus.

Der blinde wünschte ihm darauf tausend Gotteslohn, und sagte ihm, er könne nun schon nach Hause hintappen; und der kleine Knabe lief so geschwind er konnte, damit ihn die Nacht nicht überfallen möchte. Er war aber nicht weit gekommen, als er einen armen Matrosen antraf, der seine beiden Beine in einem Seetreffen verloren hatte, und auf Krücken einher hinkte.

Gott grüß' Euch, junger Freund, sagte der Matrose; ich habe manche Schlacht mit den Franzosen mitgemacht, um des lieben Englands willen; und nun bin ich, wie Ihr seht, zum Krüppel worden, und habe weder Geld, noch irgend was zu leben, ob ich gleich schon halb verhungert bin.

Der kleine Knabe konnte seiner Neigung nicht widerstehen, ihm zu helfen; er gab ihm also alles, was er noch im Korbe hatte, und sagte: Gott helf' Euch, armer Mann! das hier ist alles, was ich noch habe; sonst solltet Ihr mehr bekommen. Er eilte darauf weiter, kam bald an den Ort, wohin er wollte, verrichtete seine Geschäfte, und kehrte, so eilig er nur konnte, nach Hause zurück. Aber

kaum

kaum war er etwas weiter, als den halben Weg, gekommen, so ward es sehr finster Nacht, ohne Mondschein und Sternenhelle.

Der arme kleine Knabe gab sich alle mögliche Mühe, den Weg nicht zu verfehlen; unglücklicherweise aber gieng er doch irre, indem er seitwärts auf ein freies Feld ablenkte, und in ein Gehölz kam, in welchem er lange umher irrte, ohne einen Fußsteig finden zu können, der ihn herausführte. Ganz ermattet und hungrig, fühlte er sich zuletzt so schwach, daß er nicht weiter konnte; und nun setzte er sich nieder auf die Erde, und weinte bitterlich.

So blieb er eine Zeitlang sitzen, bis am Ende der kleine Hund, der ihn nie verlassen hatte, zu ihm kam, mit dem Schweif wedelte, und etwas im Munde hielt.

Der kleine Knabe nahm es ihm weg, und fand, daß es ein sauber zusammengestecktes Tuch war, welches Jemand verloren, und der Hund gefunden hatte. Er öffnete es, und fand einige Schnitte Brod und Fleisch darin, welches er mit großer Freude verzehrte, und wodurch er sich ungemein gestärkt fühlte.

Ich sehe wol, sagte er zu dem Hunde, ich gab dir ein Frühstück; und du giebst mir ein Abendbrod; und so ist keine Wohlthat verloren, selbst die nicht, die man einem Hunde erzeigt.

Er versuchte darauf noch einmal, aus dem Gehölz zu kommen; aber umsonst. Er zerstach sich dabei nur die Beine an den Dornen, und glitschte einigemal aus, ohne einen Ausweg finden zu können.

Eben wollte er voller Verzweiflung aller Hoffnung entsagen, als er ein Pferd vor sich weiden und auf ihn zukommen sah, und beim Schein des eben aufgegangenen Mondes entdeckte er, daß es eben das Pferd war, dem er des Morgens zu fressen gegeben hatte. Vielleicht, sagte der kleine Knabe, wird mich dies Pferd, dem ich Gutes that, auf seinen Rücken nehmen; und da kann es mich leicht aus dem Gehölze bringen, da es in dieser Gegend zu weiden gewohnt ist.

Der kleine Knabe gieng darauf auf das Pferd zu, redete es an, streichelte es; und das Pferd ließ ihn ohne Widerstand aufsitzen, gieng darauf langsam durchs Gehölz, grasete im Gehen, und brachte ihn endlich zu einer Oeffnung, die auf die Heerstraße führte.

Hierüber war der Knabe sehr erfreut, und sagte: Hätt' ich diesem armen Thiere nicht heute früh das Leben gerettet, so würd' ich hier die ganze Nacht haben bleiben müssen; ich seh' auch hieraus, daß eine Wohlthat nie verloren ist.

Aber der Knabe hatte noch eine größere Gefahr zu bestehen; denn als er über ein weites freies Feld gieng, stürzten zwei Leute auf ihn ein, hielten ihn fest, und fiengen an, ihm seine Kleider auszuziehen.

In dem Augenblick aber biß der kleine Hund den einen so heftig ins Bein, daß er den Knaben gehen ließ, und den Hund verfolgte, der bellend und heulend davon lief.

Gleich darauf ließ sich eine Stimme hören, welche rief: Da sind sie, die Bösewichter! laßt uns sie zu Boden schlagen! Hierüber erschrack der zweite Räuber dergestalt, daß er davon lief; und der andre lief ihm nach.

Der kleine Knabe blickte auf, und sah, daß es der Matrose war, dessen er sich früh Morgens angenommen hatte, und den der blinde Mann auf seinen Schultern trug, dem er aus dem Wasser geholfen hatte.

Haha! da bist du ja, mein lieber Kleiner, sagte der Matrose; Gott Lob und Dank! Wir kamen zu rechter Zeit, um dir einen Gegendienst für das Gute zu leisten, das du uns heute früh erwiesen hast. Ich lag dort an einer Hecke, und hörte jene Bösewichter sich bereden, daß sie einen kleinen Knaben anfallen und plündern wollten, und schloß aus ihrer Beschreibung, daß du es seyn müssest. Aber ich war so lahm, daß ich nicht zeitig genug hätte kommen können, um dir zu helfen, wenn ich nicht diesen ehrlichen blinden Mann angetroffen hätte, der mich auf seine Schultern nahm, indeß ich ihm den Weg zeigte.

Der kleine Knabe dankte ihnen aufs lebhafteste für ihren Beistand; und sie giengen mit einander

nach seines Vaters Hause, welches nicht weit war, wo sie alle sehr liebreich mit einem Abendessen und Nachtlager aufgenommen wurden.

Der kleine Knabe nahm sich seines getreuen Hundes darüber an, so lang er lebte, und vergaß es nie, wie heilsam und nothwendig es sey, andern Leuten Gutes zu thun, wenn wir wünschen, daß sie uns Gutes thun sollen.

O! wirklich, sagte Thomas, als er mit dem Lesen zu Ende war, die Erzählung gefällt mir ungemein, und ich glaube, sie kann sehr leicht wahr seyn; denn ich habe selbst bemerkt, daß Jedermann unserm kleinen Heinrich hier gut ist, weil er gegen einen Jeden sich so gut beträgt. Ich erstaunte wirklich, als ich neulich einmal unsern großen Hund, den ich, aus Furcht gebissen zu werden, nie anzurühren wagte, ihm liebkosen und schmeicheln sah. Ich dachte dabei an die Geschichte vom Androkles und dem Löwen.

Nun, sagte Herr Barlow, der Hund wird auch dich lieb haben, wenn du ihm gut begegnest; denn es geht nichts über den Scharfsinn und die Erkenntlichkeit eines Hundes. Weil du aber uns eben eine Geschichte von einem gutartigen Knaben vorgelesen hast, so soll dir jetzt Heinrich eine andre von einem ganz anders gesinnten Knaben vorlesen. Heinrich las darauf folgende Erzählung:

Der

Der bösartige Knabe.

Es war einmal ein kleiner Knabe, der das Unglück hatte, einen sehr bösen Mann zum Vater zu haben, welcher allzeit mürrisch und verdrießlich war, und seinen Kindern weder gutes Beispiel, noch gute Lehren gab.

Dadurch wurde der Knabe, der sonst artiger und besser geworden wäre, sehr unartig, zänkisch, und Jedermann zuwider. Sehr oft wurde er von andern Knaben, die größer waren als er, seiner Ungezogenheit wegen tüchtig geschlagen; zuweilen auch von andern, die kleiner waren, als er. Denn ob er gleich sehr hämisch und zanksüchtig war, so schlug er sich doch nicht gern, und verließ sich gemeiniglich mehr auf seine Beine, als auf seine Herzhaftigkeit, wenn er sich in einen Zank eingelassen hatte.

Dieser kleine Knabe hatte einen garstigen Hund, der das wahre Ebenbild von ihm war. Es war das beschwerlichste, widerlichste Geschöpf. Allen Pferden, die ihm begegneten, bellte er nach, und raufte alle Schafe, die ihm in Weg kamen. Beide, der Knabe und der Hund, waren daher in der ganzen Gegend verhaßt.

Einmal Morgens stand sein Vater früh auf, um in die Schenke zu gehen, wo er, weil es Festtag war, bis auf den Abend zu bleiben dachte. Ehe

er aber ausgieng, gab er seinem Sohn etwas Brod und kaltes Fleisch, und etwas Geld; und sagte ihm, er möchte auch hingehn, und sich was zu gute thun, weil es Festtag wäre.

Der kleine Knabe war sehr froh über diese Erlaubniß; und weil der Morgen sehr schön war, rief er seinen Hund Tiger, daß er mit ihm gehen sollte, und machte sich auf den Weg. Er war noch nicht weit gekommen, als er einen kleinen Jungen antraf, der eine Heerde Schafe in einen Thorweg trieb, wo er sie hinein haben wollte. O! sagte der kleine Junge, steh doch ein wenig still, und halt deinen Hund an dich, damit er nicht meine Schafe scheu machen möge.

Ey ja! schönen Dank, antwortete der unartige Knabe; ich werde hier stehen, und den ganzen Morgen darauf warten, bis du mit deinen Schafen hinein bist! Warum nicht gar? Du, Tiger! krieg ihn! krieg ihn!

Bei diesen Worten sprang der Hund mitten unter die Schafe, biß und bellte überall umher; und die Schafe liefen alle vor Schrecken aus einander.

Tiger schien sich über diesen Spaß eben so sehr zu freuen, als sein Herr. Mitten in seiner Freude aber fiel er einen alten Bock an, der mehr Herz, als die übrigen, hatte. Anstatt davon zu laufen, stand er fest, und versetzte dem Hunde mit seinem Kopfe einen so derben Stoß, daß dieser zur Erde

taumelte. Jetzt gab er ihm noch einige tüchtige Stöße mehr, so, daß er heulend davon hinken mußte.

Der bösartige Knabe, der nichts in der Welt lieb haben konnte, hatte seine große Schadenfreude an dem Schrecken der Schafe gehabt; jetzt aber lachte er herzlich über den Unfall seines Hundes; und würde noch länger gelacht haben, wenn nicht der kleine Bauerjunge, durch diese Begegnung ganz aufgebracht, ihn mit einem Steine geworfen hätte, der ihn in die Schläfe traf, und ihn beinahe zu Boden geworfen hätte. Sogleich erhob er ein Geschrei, mit seinem Hunde in die Wette; und da er einen Mann auf sich zukommen sah, von dem er vermuthete, daß ihn die Schafe gehören möchten, so hielt er es für das klügste, so geschwind als möglich davon zu laufen.

Kaum aber hatte er sich von den Schmerzen des Wurfs wieder erholt, als er wieder auf neue Tücke sann, die er je eher je lieber auszuüben wünschte.

Er war nicht viel weiter gekommen, als er ein kleines Mädchen an einem Geländer stehen sah, die einen Topf mit Milch vor sich stehen hatte.

O! sagte das kleine Mädchen, hilf mir doch diesen Milchtopf wieder auf den Kopf. Meine Mutter hat mich heute früh ausgeschickt um Milch zu holen, und die habe ich schon eine ganze Strecke Weges auf dem Kopfe getragen; aber nun bin ich

auch so müde, daß ich mich an dieß Geländer habe lehnen müssen, um mich ein wenig auszuruhen; und wenn ich jetzt nicht gleich nach Hause gehe, so bekommen wir heute keinen Pudding, und meine Mutter wird dann noch oben drein auf mich schmälen.

Was? sagte der Knabe, du willst heute Pudding essen, Jüngferchen? Ja freilich, antwortete das Mädchen, und einen schönen Rinderbraten dazu. Denn Vetter Hans und Vetter Wilhelm, und Großvater, und alle unsre Verwandten werden diesen Mittag bei uns essen; und heut' Abend wollen wir denn recht lustig seyn. Hilf mir denn doch, so geschwind als möglich!

Das will ich thun, Mädchen, sagte er, und nahm den Topf von der Erde, als ob er ihn ihr auf den Kopf heben wollte; als sie ihn aber eben anfassen wollte, gab er ihm einen kleinen Stoß, als ob er gestolpert hätte, und schüttete alle Milch über sie her.

Das kleine Mädchen fieng bitterlich an zu weinen; der unartige Knabe aber lief mit lautem Lachen davon, und sagte: Gott sey mit dir, Jüngferchen! meinen schönen Gruß an Vetter Wilhelm und Großvater, und die lieben kleinen Vettern!

Dieser Streich machte ihn nun vollends dreist; denn jetzt war er ohne alle schlimme Folgen davon gekommen; und so gieng er weiter, sehr froh über seine Verschlagenheit, und kam an einen grünen

Platz, wo verschiedne kleine Knaben mit einander spielten.

Er bat sichs aus, mitzuspielen; und sie waren es zufrieden. Aber er konnte sich nicht lange halten, ohne seine Unart zu zeigen; und nahm daher die Gelegenheit wahr, als die Reihe, den Ball zu schlagen, an ihn kam, daß er ihn, anstatt geradezu, in einen tiefen sumpfigen Graben schlug.

Die kleinen Knaben liefen eiligst hin, um zu sehen, wohin er gefallen wäre; und als sie sämtlich am Rande des Grabens standen, gab er dem letzten einen heftigen Stoß auf seinen Nachbar zu, so, daß dieser auf den nächststehenden, und die folgenden immer auf einander fielen, und sie insgesamt in den Graben hinein stürzten.

Sie kletterten bald wieder heraus, obgleich alle sehr beschmutzt, und dachten ihn für seine unartige Aufführung zu bestrafen.

Er klopfte aber seinen Tiger auf den Rücken, und dieser fieng so gräßlich an zu bellen und zu gnurren, daß sie es nicht wagen mochten. Und so kam dieser kleine Unhold zum zweitenmal ungestraft davon.

Er gieng weiter, und fand einen armen hagern Esel, der ganz ruhig in einem Graben weidete. Unser Knabe sah, daß rings herum kein Mensch zu sehen war, und glaubte, diese Gelegenheit, ein armes Thier zu quälen, nicht versäumen zu müssen.

Er schnitt sich also ein großes Bündel Dornen, band sie an den Schweif des Esels, und hetzte dann seinen Hund auf ihn. Mit vieler Freude sah er die Angst und das Leiden des armen Geschöpfs.

Dem Hunde aber gieng es so gut nicht. Denn, indem er den Esel ansprang, und ihm in die Hinterbeine biß, bekam er von ihm einen so derben Schlag auf den Kopf, daß er sogleich todt zur Erde fiel.

Der Knabe, der seinen Hund nicht wirklich lieb hatte, verließ ihn ganz unbekümmert, da er ihn todt da liegen sah; und da ihn eben hungerte, so setzte er sich am Wege hin, sein Mittagsbrod zu verzehren.

Bald darauf kam ein armer blinder Mann mit zwei Stöcken einhergetappt. Guten Morgen, Kamrad, sagte der Knabe; hast du nicht ein klein Mädchen diesen Weg her kommen sehen, mit einem Korb Eier auf dem Kopf, im grünen Wams, und mit einem Strohhute?

Ach lieber Gott! sagte der Bettler, ich bin ja so blind, daß ich nichts auf der Welt sehen kann. Seit zwanzig Jahren schon bin ich blind, und heiße der arme, alte, blinde Richard.

Ob nun gleich dieser arme Mann so viel Mitleid und Erbarmen verdiente, so nahm sich der Knabe doch, wie gewöhnlich, sogleich vor, ihm einen Streich zu spielen, und da er gern lügen mochte,

so sagte er zu ihm: Armer, alter Richard, ich bedaure dich wirklich von ganzem Herzen.

Hier eß' ich eben mein Frühstück; und willst du dich bei mir setzen, so will ich dir was abgeben, und dirs selbst in den Mund stecken.

Ich danke herzlich, sagte der arme Mann; und wenn du mir nur die Hand geben willst, so will ich mich recht sehr gern zu dir setzen, lieber Kleiner!

Der Knabe gab ihm darauf seine Hand, und that, als ob er ihm den Weg zeigen wollte, setzte ihn aber auf einmal auf einen großen Misthaufen nieder, der am Wege lag. Hier, sagte er, sitzest du nun recht weich; und nun will ich dich füttern. Drauf nahm er ein wenig zwischen seine Finger, und wollte es dem blinden Manne in den Mund stecken.

Dieser aber merkte nun den Streich, den er ihm gespielt hatte, und schnappte ganz geschwind nach seinen Fingern, faßte sie zwischen die Zähne, und biß so derbe darauf, daß der unartige Knabe laut schrie, und versprach, niemals wieder so ungezogen zu seyn.

Der blinde Mann ließ ihn endlich los, und sagte zu ihm im Weggehen: Schämst du dich denn nicht, du kleiner Taugenichts, daß du Leute neckst, die dir nie was zu Leide gethan haben, und Leute, die schon für sich elend genug sind, noch mehr kränken willst?

Wenn du dießmal gleich so wegkommst, so sey doch versichert, wenn du dich nicht besserst, daß dir deine Bosheiten bösen Lohn bringen werden.

Man sollte glauben, daß dieser Vorfall ihn ganz von seiner Bösartigkeit zurückgebracht hätte; zum Unglück aber läßt sich nichts so schwer überwinden, als lange böse Gewohnheiten. Er begegnete bald darauf einem lahmen Bettler, der sich eben auf seinem Paar Krücken in die Höhe richtete.

Der Bettler bat ihn um eine Gabe; und der kleine unartige Knabe zog ein Stück Geld heraus, und warf es vor ihn hin, als ob er ihm damit ein Geschenk machen wollte.

Indem sich aber der arme Mann mit vieler Mühe niederbückte, um es aufzunehmen, schlug der böse Knabe ihm eine von seinen Krücken aus der Hand, so, daß der Bettler aufs Gesicht zur Erde fiel. Jener griff indeß sein Geld wieder auf, und lief mit lautem Lachen davon.

Dieß war aber auch der letzte Streich, den der unartige Knabe spielen konnte. Denn, als er sah, daß zwei Leute auf den Bettler zukamen, und mit ihm sprachen, fürchtete er, sie möchten ihm nachsetzen, und lief also, so geschwind er nur konnte, Feld ein.

Endlich kam er an den Obstgarten eines Pächters, und als er da über die Hecke klettern wollte, faßte ihn ein großer Hund beim Beine, und hielt ihn fest.

Er

Er erhob ein lautes Angstgeschrei. Der Pächter kam heraus, rief dem Hunde, daß er los lassen sollte, packte aber unsern Knaben sehr derb an, und sagte: Haha! du Bube, hab' ich dich endlich ertappt? Du dachtest wol, du könntest so Tag für Tag kommen, und mir so ganz heimlich meine Aepfel stehlen; aber wie es scheint, hast du dich geirrt, und nun sollst du so abgestraft werden, wie du es längst schon verdient hast.

Der Pächter gab ihm darauf tüchtige Schläge mit einer Peitsche, die er in der Hand hatte; und der Knabe betheuerte vergebens, er sey unschuldig, und bat um Erbarmen.

Am Ende fragte ihn der Pächter, wer er denn sey und wo er wohne? und als er seinen Namen gehört hatte, sagte er: Also bist du der kleine Schlingel, der mir diesen Morgen meine Schafe durch einander jagte, wovon ich einige noch nicht wieder habe? — Halt! du sollst mir nicht so davon kommen.

Bei diesen Worten holte er ihm noch einige tüchtige Hiebe aus, alles seines Schreiens und Betheuerns ungeachtet.

Endlich, wie er glaubte, daß es nun genug sey, warf er ihn aus dem Garten hinaus, hieß ihn nach Hause gehen, und die Schafe scheu machen, wenn der Lohn dafür ihm anstünde.

Der Knabe schlich sich davon, und weinte bitterlich; denn er hatte sehr schmerzhafte Schläge be-

kommen; und nun sah er ein, daß man andre Leute nicht lange ungestraft beleidigen kann.

Er nahm sich also vor, nach Hause zu gehen, und sich in Zukunft besser aufzuführen. Seine Bestrafung aber war noch nicht zu Ende.

Denn, als er von einem über einen Zaun gelegten Stege herunter sprang, fand er sich auf einmal in der Gewalt des lahmen Bettlers, den er Kopflangs zur Erde geworfen hatte.

Vergebens weinte, bat und flehte er hier um Barmherzigkeit; der Bettler, der von seinem Falle sehr beschädigt war, prügelte ihn mit seinem Stocke vorher tüchtig ab, ehe er ihn weiter gehen ließ.

Weinend und schreiend gieng er endlich fort, und hoffte nun doch ohne weiteres Ungemach davon zu kommen. Aber er irrte sich; denn als er langsam zwischen zwei Hecken durchgieng, und sich eben um die Ecke drehte, fand er sich mitten in eben der Schaar von Knaben, denen er des Morgens so übel mitgespielt hatte.

Sie erhoben alle ein Freudengeschrei, als sie sahen, daß sie ihren Feind, ohne seinen Hund, in ihrer Gewalt hatten, und straften ihn auf tausenderlei Art.

Einige zupften ihn beim Haar; andre zwickten ihn; noch andre schlugen ihn mit ihren Schnupftüchern um die Beine; und einige warfen nach ihm mit Koth.

Umsonst versuchte er, zu entkommen; sie folgten ihm beständig auf dem Fuße nach, umgaben ihn von allen Seiten, und fuhren fort, ihn zu quälen.

Zuletzt kam er in dieser übeln Lage an die Stelle, wo der Esel war, den er früh Morgens gesehen hatte.

Auf einmal that er einen Sprung auf seinen Rücken, und hoffte so davon zu kommen. Die Knaben verdoppelten ihr Geschrei; und der Esel, der davon scheu wurde, fieng an aus allen Kräften zu galoppiren, und brachte ihn seinen Verfolgern aus dem Gesichte. Aber er fand eben nicht Ursache, sich darüber zu freuen; denn er war nicht im Stande, das Thier zu halten, und mußte alle Augenblicke fürchten, daß es ihn abwerfen würde.

Nachdem er nun eine Zeitlang so umher gejagt war, blieb der Esel auf einmal vor einer Hütte stehen, und fieng an, so gewaltig zu stossen und auszuschlagen, daß der Knabe sogleich abgeworfen wurde, und von dem Falle das Bein brach.

Durch sein Geschrei wurde sogleich das ganze Bauerhaus rege; und unter denen, die heraus kamen, war auch gerade das kleine Mädchen, dem er Vormittags so übel mitgespielt hatte.

Sie war aber so gutherzig, daß sie sich in seinem kläglichen Zustande seiner mit annahm, ihn ins Haus tragen und aufs Bette legen half.

Hier hatte der unglückliche Knabe Zeit, zu sich selbst zu kommen, und über seine schlechte Aufführung

rung nachzudenken, die ihm schon in der Zeit von Einem Tage so mancherlei Unheil zugezogen hatte.

Jetzt faßte er den ernstlichen Vorsatz, daß er, so bald er wieder hergestellt wäre, alle Gelegenheiten wahrnehmen wollte, Gutes zu thun, so, wie er vordem bei jeder Gelegenheit auf Böses gesonnen hatte.

Als hier diese Geschichte zu Ende war, sagte Thomas, es sey doch erstaunlich, wie so ganz verschiedne Schicksale diese beiden Knaben gehabt hätten.

Der eine war gutartig; und darum machte er sich alles, was ihm begegnete, zum Freunde, und erwarb sich davon Erkenntlichkeit und Beistand; der andre hingegen, der bösartig war, machte sich überall Feinde, und ihm begegnete daher auch lauter Unglück und Widerwärtigkeit. Niemand schien ihn zu bedauern, ausser das arme kleine Mädchen, welches ihm zuletzt noch beistand. Und das war von ihr sehr gutherzig, nachdem er ihr so übel begegnet hatte.

Ganz recht, sagte Herr Barlow, wer andre Leute nicht lieb hat, und ihnen Gutes thut, den haben andre Leute auch nicht lieb; und man kann nicht wissen, ob man nicht über kurz oder lang die Hülfe und den Beistand der niedrigsten und geringsten Menschen werde nöthig haben.

Jeder

Jeder vernünftige Mensch wird sich daher gegen Jedermann gut betragen; weil es seine Pflicht ist gut zu seyn, weil jeder Gutthätige sich selbst durch sein Verhalten das größte Vergnügen schafft, und weil es sein eigner Vortheil ist, sich in der Welt so viel Freunde zu machen, als er nur immer kann.

Kein Mensch weiß mit Gewißheit, wie bald sich seine Umstände, so glücklich und sicher sie auch scheinen, verändern können; und alsdann bedarf er vielleicht des Mitleids derer, die jetzt unendlich tief unter ihm sind.

Ich könnte dir auch hierüber noch eine Geschichte zu lesen geben; aber wir haben jetzt für heute genug gelesen, und du mußt nun ausgehen, und dir Bewegung machen.

O! ich bitte Sie, lieber Herr Barlow, sagte Thomas, lassen Sie mich doch die Geschichte hören.

Ich glaube, ich könnte jetzt in Eins fort lesen, ohne müde zu werden.

Nein, sagte Herr Barlow; alles hat seine Zeit. Morgen sollst du lesen; aber jetzt müssen wir im Garten arbeiten.

Dürft' ich Sie denn wol um eine Gefälligkeit bitten, Herr Barlow? sagte Thomas.

Recht gern, antwortete Herr Barlow; wenn es dir dienlich ist, so thu' ichs mit dem größten Vergnügen.

Nun so hören Sie, sagte Thomas; ich habe für mich überlegt, daß es doch gut wäre, wenn einer in der Welt mit allen Dingen fertig werden könnte.

Hr. B. Allerdings; je mehr man weiß, desto besser.

Th. Und darum sind Heinrich und ich willens, ein Haus zu bauen.

Hr. B. Ein Haus! — Und habt ihr denn auch Steine und Mörtel genug dazu?

Nein, nein, sagte Thomas lächelnd; Heinrich und ich, wir können ohne Mörtel und Steine Häuser bauen.

Hr. B. Und wovon denn? von Karten? —

Ey, lieber Herr Barlow, antwortete Thomas, denken Sie denn, daß wir noch so kleine Kinder sind, und mit Kartenhäusern spielen? Nein, wir wollen wirklich Häuser bauen, worin wirklich Leute wohnen können.

Und sehen Sie, wenn wir denn einmal an eine wüste Insel verschlagen würden, wie die armen vier Matrosen, so werden wir uns alles Nöthige selbst schaffen können, bis ein Schiff kommt, und uns abholt.

Hr. B. Und wenn nun kein Schiff käme? wie da?

Th. Je nun, da müßten wir unser Lebelang da bleiben, fürcht' ich.

Hr. B. Nun, wenn ihr euch auf diesen Fall anzuschicken denkt, so habt ihr, glaub' ich, sehr recht; denn kein Mensch kann vorher wissen, was er noch alles in der Welt erleben kann. Was braucht ihr denn, um ein Haus zu bauen?

Th Das erste, was wir brauchen, Herr Barlow ist etwas Holz, und eine Axt.

Hr B. Holz sollt ihr in Menge haben; aber hast du jemals eine Axt in Händen gehabt?

Th Nein, Herr Barlow.

Hr B. So wag' ich es auch nicht, dir eine zu geben; denn es ist ein sehr gefährliches Ding damit; und wenn du sie nicht zu handhaben verstehst, kannst du dich sehr damit beschädigen. Willst du mir aber sagen, was du brauchst, so will ich, weil ich mehr Kräfte und Erfahrung habe, die Axt nehmen, und das Holz für dich fällen.

Ich danke Ihnen, Herr Barlow, sagte Thomas; Sie haben in der That viel Güte für mich.

Und so liefen nun Heinrich und er zu dem kleinen Gehölz am Ende des Gartens.

Herr Barlow folgte ihnen, und haute, nach Heinrichs Anweisung, einige Aeste ab, die ungefähr armsdick, und acht Fuß lang waren. Er spitzte sie an dem Einen Ende zu, um sie in die Erde zu schlagen; und die beiden Knaben waren bei ihrer Arbeit so eifrig und geschäftig, daß sie dieselben

in

in kurzer Zeit unten in den Garten hingebracht hatten.

Thomas vergaß darüber ganz, daß er ein adelicher Junker war, und arbeitete mit der größten Emsigkeit.

Und wo wollt ihr denn nun euer Haus hin bauen? fragte Herr Barlow.

Hier, denk' ich, sagte Thomas, gerade an dem Abhange dieser Anhöhe; denn da wird es warm und bedeckt stehen.

Heinrich nahm darauf die Pfähle, und fieng an, sie ungefähr einen Fuß weit aus einander in die Erde zu schlagen, und schloß damit einen Platz ein, der etwa zehn Fuß lang, und acht Fuß breit war. In der Mitte ließ er eine Oeffnung, drei Fuß weit, zum Eingange.

Hierauf sammelten sie das abgehauene Buschwerk, und nach Heinrichs Anleitung flochten sie es zwischen die Pfähle, so, daß eine Art von dichtem Zaun daraus wurde.

Diese Arbeit beschäfftigte sie, wie man leicht denken kann, mehrere Tage nach einander. Sie waren aber täglich mit allem Eifer daran, und mit jedem Tage brachten sie mehr vor sich.

Thomas war darüber so voller Freuden, daß er in seinen Augen der glücklichste Mensch auf der Welt war.

Indeß

Indeß vergaß er doch darüber der Geschichte nicht, die ihm Herr Barlow zu erzählen versprochen hatte. Es war folgende:

Der dankbare Türk.

Es ist nur allzu beklagenswürdig, daß verschiedne Nationen zum öftern blutige Kriege mit einander führen, und wenn sie einige von ihren Feinden zu Kriegsgefangenen machen, anstatt ihnen gut zu begegnen, und sie wieder in Freiheit zu setzen, dieselben ins Gefängniß werfen, oder sie als Sklaven verkaufen.

Die Feindseligkeit, welche sehr oft zwischen manchen italienischen Staaten, besonders zwischen den Venetianern und den Türken, geherrscht hat, ist bekannt genug.

Es traf sich einmal, daß ein venetianisches Schiff viele Türken zu Kriegsgefangenen gemacht hatte, und, nach der gedachten barbarischen Gewohnheit, waren diese unglücklichen Leute an verschiedene Personen in der Stadt verkauft worden.

Zufälligerweise wohnte einer von diesen Sklaven dem Hause eines reichen Venetianers gegen über, der einen einzigen Sohn, von ungefähr zwölf Jahren, hatte.

Dieser Knabe nun pflegte oft still zu stehen, wenn ihm Hamet — so hieß der Sklave — begegnete, und blickte ihn dann sehr aufmerksam an.

Hamet, der in dem Gesichte des Kindes viel Gutherzigkeit und Mitleid wahrnahm, pflegte ihn allemal sehr höflich zu grüßen, und bezeugte das größte Wohlgefallen an seiner Gesellschaft. Zuletzt gewann der Knabe diesen Sklaven so lieb, daß er ihn täglich zum öftern besuchte, und ihm einige kleine Geschenke machte, worüber er Herr war, und die er seinem Freunde für zuträglich hielt.

Ob aber gleich Hamet allemal die größte Freude über die unschuldigen Gefälligkeiten seines kleinen Freundes zu äußern schien, so konnte dieser doch nicht umhin zu bemerken, daß Hamet sehr oft äußerst niedergeschlagen war; und er überraschte ihn oft plötzlich, wenn ihm Thränen über die Wangen liefen, ob er sich gleich die äußerste Mühe gab, sie zu verbergen.

Der kleine Knabe wurde zuletzt durch diesen oftmaligen Anblick dergestalt gerührt, daß er seinem Vater davon sagte, und ihn bat, wenn es ihm möglich wäre, den armen Hamet glücklich zu machen.

Der Vater, der seinen Sohn ungemein lieb hatte, und sich ausserdem überzeugt hielt, daß er selten um etwas bat, was nicht edelmüthig und menschenfreundlich war, nahm sich vor, den Türken selbst zu sehen, und mit ihm zu sprechen.

Er gieng daher den Tag darauf zu ihm, betrachtete ihn eine Zeitlang stillschweigend, und ward über den ungewöhnlichen Anschein von Sanftmuth

und Redlichkeit betroffen, den seine Gesichtszüge verriethen.

Endlich sagte er zu ihm: Bist du der Hamet, den mein Sohn so lieb hat, und von dessen Artigkeit und Gefälligkeit ich ihn so oft habe reden hören?

Ja, sagte der Türk, ich bin der unglückliche Hamet, der nun schon seit drei Jahren ein Gefangener ist; und in aller dieser Zeit ist dieser Ihr Sohn, wenn Sie anders sein Vater sind, das einzige menschliche Geschöpf, welches einiges Mitleid mit meinem Elende zu fühlen scheint; und darum, gesteh ichs, ist er auch der Einzige, dem ich in diesem barbarischen Lande gut bin: und alle Morgen und Abend rufe ich das höchste Wesen, welches sowol der Gott der Türken als der Christen ist, darum an, daß er ihm alles das Gute, was er verdient, gewähren, und ihn vor allem dem Elende, welches ich leide, bewahren möge.

In der That, Hamet, sagte der Kaufmann, dafür ist er dir sehr viel Dank schuldig; ob er gleich in seiner gegenwärtigen Lage eben kein besonders Unglück zu fürchten hat.

Aber sage mir doch, denn ich wünsche dir Gutes zu thun, worin kann ich dir etwa behülflich seyn? Denn mein Sohn sagt mir, daß du dich beständig grämst und härmest?

Ist es wol Wunder, antwortete der Türk, mit einer edelmüthigen Röthe des Unwillens, die ihm

schnell

schnell über sein Angesicht fuhr, ist es Wunder, daß ich mich in der Stille gräme, und mein Schicksal beklage, da mir die erste und beste Wohlthat der Natur, meine Freiheit fehlt? Aber, antwortete der Venetianer, wie viele Tausende von unsrer Nation sind nicht bei euch in der Gefangenschaft?

Ich kann eben so wenig, sagte der Türk, für die Grausamkeit meiner Landsleute, als Sie für die Härte der Ihrigen. Ich selbst aber habe mir nie die Unmenschlichkeit zu Schulden kommen lassen, meine Nebenmenschen zu Sklaven zu machen. Niemals hab' ich Kaufleute aus Venedig um das Ihrige gebracht, und mich mit fremdem Gute bereichert; immer hab' ich die Rechte der Natur in Ehren gehalten; und darum ist es um so viel härter! — Hier stürzte ihm eine Thräne aus dem Auge, und benetzte seine männliche Wange; sogleich aber faßte er sich wieder, legte seine Arme kreuzweis über die Brust, bückte sich ehrerbietig, und sagte: Gott ist gnädig; und der Mensch muß sich seinem Rathschluß unterwerfen.

Den Venetianer rührte dieser Beweis männlicher Standhaftigkeit. Hamet, sprach er, dein Unglück geht mir nahe; und vielleicht kann ich dirs erleichtern. Was thätest du wol, um wieder frei zu werden?

Was ich thäte? versetzte Hamet; bei dem allwissenden Himmel! ich möchte alle Marter, alle Gefahr dafür aushalten, die nur Menschen irgend ertragen können.

Nein,

Nein, antwortete der Kaufmann, so hart braucht deine Probe nicht zu seyn. Du sollt gewiß wieder in Freiheit kommen, wenn du wirklich so viel Muth hast, als du zu haben scheinst.

Und wie das? wie das? rief Hamet voller Ungeduld. Laß mir den Tod in allen seinen schrecklichen Gestalten erscheinen; und wenn ich erbebe.

Nur stille! versetzte der Kaufmann; man wird uns sonst hier bemerken. Aber höre, was ich dir sagen will. Ich habe hier in der Stadt einen vieljährigen Feind, der mich auf alle mögliche, auf die empfindlichste Art beleidigt hat. Er ist eben so herzhaft, als er stolz ist; und ich gestehe dirs, daß mich die Furcht vor seiner Macht und Entschlossenheit bisher abgeschreckt hat, seine Beleidigungen nach Verdienst zu ahnden. Nun, Hamet, dein Blick, deine Bildung, deine Reden, alles überzeugt mich, daß du zu männlichen Unternehmungen geboren bist. Nimm diesen Dolch; — so bald die Schatten der Nacht sich hernieder senken, will ich dich selbst nach dem Orte hinführen, wo du zugleich deinen Freund rächen, und deine Freiheit wieder erhalten kannst!

Bei diesem Antrage blitzte Beschämung und Verachtung aus Hamet's funkelndem Auge: und vor Zorn konnte er eine Weile nicht reden; endlich aber hob er seine Arme so hoch empor, als es ihm seine Ketten erlaubten, und rief mit einem Tone voll Unwillens: Mächtiger Prophet! sind das

die Elenden, denen du es verstattest, deine treuen Arbeiter zu Sklaven zu machen? Geh, niederträchtiger Christ, und wisse, daß Hamet sich nicht für alle Schätze von ganz Venedig zu dem elenden Handwerk eines Meuchelmörders erniedrigen würde! Nein! und wenn er auch die Freiheit seines ganzen Volks dadurch erkaufen könnte!

Der Kaufmann schien durch diese Worte nicht sehr abgeschreckt zu werden; sondern sagte ihm ganz ruhig, es thäte ihm leid, ihn so böse gemacht zu haben; er hätte aber geglaubt, daß ihm mehr an der Freiheit gelegen wäre, als er nun sehe.

Indeß, setzte er hinzu, indem er ihm den Rücken kehrte, du wirst über meinen Vorschlag weiter nachdenken, und morgen vielleicht anders Sinnes seyn. Hamet würdigte ihn keiner Antwort; und der Kaufmann gieng davon.

Den folgenden Tag aber kam er mit seinem Sohne wieder zu ihm, und redete ihn ganz freundlich so an: Die rasche Art, mit der ich dir gestern einen Vorschlag that, machte dich vielleicht betroffen; jetzt aber will ich die Sache einmal ruhiger mit dir überlegen; und ich weiß gewiß, wenn ich dir meine Gründe gesagt habe

Christ! unterbrach ihn Hamet, mit ernster, aber ruhiger Miene, hör' endlich einmal auf, eines Unglücklichen mit Vorschlägen zu spotten, die mir noch unleidlicher sind, als diese Ketten selbst. Erlaubt dir deine Religion Handlungen, wie diese;

so

so wisse, daß sie dem Herzen jedes Mahumedaners gräßlich und abscheulich sind. Laß uns also von diesen Augenblick an mit einander nichts weiter zu schaffen haben.

Nein, antwortete der Kaufmann, und flog in Hamet's Arme, nein! laß uns von diesem Augenblick an, mehr, als jemals, an einander gefesselt seyn! Edelmüthiger! dessen Tugenden deine Feinde zugleich entwaffnen und erleuchten müssen!

Die Liebe zu meinem Sohn gab mir zuerst Anlaß, mich deiner anzunehmen; aber von dem Augenblick an, da ich dich gestern sah, beschloß ichs, dich in Freiheit zu setzen. Vergieb mir also diese unnöthige Prüfung deiner Tugend, wodurch du dir meine Hochachtung nur noch mehr erworben hast.

Francesco hat ein Herz, welches Blut und Verrätherei eben so sehr verabscheut, als Hamet. Gleich von jetzt an, du edelmüthiger Mann, bist du frei, dein Lösegeld ist schon bezahlt; und du bist mir dafür nichts weiter schuldig, als das Andenken an die Zuneigung dieses deines jungen und getreuen Freundes.

Und wenn du etwa in der Folge einen unglücklichen Christen in türkischen Fesseln seufzen siehst, so bist du vielleicht großmüthig genug, an Venedig zurück zu denken.

Hamet's Entzücken und Dankbarkeit für diese unverhoffte Befreiung läßt sich unmöglich beschrei-

ben. Ich will daher alles das nicht wiederholen, was er seinen Wohlthätern sagte; sondern ich bemerke nur, daß er noch an eben dem Tage seine Freiheit erhielt.

Francesco brachte ihn an Bord eines Schiffes, welches nach einer von den griechischen Inseln abgieng, nahm den zärtlichsten Abschied von ihm, und nöthigte ihn, eine Goldbörse, zur Bezahlung der Kosten, anzunehmen. Nicht ohne vieles Bedauern trennte sich Hamet von seinem jungen Freunde, dessen uneigennützige Gutherzigkeit auf diese Art seine Freiheit bewirkt hatte.

Er umarmte ihn mit der innigsten Zärtlichkeit, vergoß Thränen über ihre Trennung, und wünschte ihm tausend Heil und Segen.

Ungefähr ein halbes Jahr nach diesem Vorfalle brach in dem Hause dieses edelmüthigen Kaufmannes ein plötzliches Feuer aus. Es war früh Morgens, als Jedermann eben im tiefsten Schlafe lag; und keiner im ganzen Hause ward es gewahr, bis das ganze Gebäude in Flammen stand.

Die erschrocknen Bedienten hatten kaum noch so viel Zeit, den Kaufmann zu wecken, und zu machen, daß er eiligst die Treppe herunter lief; und in dem Augenblicke, da er eben unten war, fiel die Treppe selbsten ein, und stürzte mit schrecklichem Krachen mitten in die Flammen.

Francesco freute sich zwar einige Augenblicke über seine Rettung; gleich darauf aber gerieth er

in

in die äußerste Verzweiflung, als er, nach näherer Erkundigung, erfuhr, daß sein Sohn, der in einem der obern Zimmer schlief, in dem allgemeinen Getümmel war vergessen worden, und sich noch mitten in den Flammen befand.

Das Entsetzen des Vaters war unbeschreiblich; er wollte sich Kopflangs ins Feuer stürzen; wurde aber von seinen Bedienten zurück gehalten. Und nun gerieth er vor Angst und Gram ganz außer sich, und bot demjenigen sein halbes Vermögen, der sein Leben daran wagen würde, ihm sein Kind zu retten.

Da man wußte, daß Francesco unermeßlich reich war, so legte man sogleich mehrere Leitern an; und verschiedne Waghälse, durch die große Belohnung gereizt, versuchten ihr Heil.

Allein, die Gewalt der Flammen, die aus allen Fenstern heraus schlugen, und die Trümmer, die von allen Seiten her niederstürzten, trieben sie alle zurück; und der unglückliche junge Mensch, der sich jetzt oben auf dem Sperrwerk sehen ließ, seine Arme ausstreckte, und um Hülfe schrie, schien zum gewissen Tode bestimmt zu seyn.

Der unglückliche Vater verlor jetzt alle Besinnungskraft, und sank ganz fühllos zu Boden; als, in diesem schrecklichen Augenblicke allgemeiner Angst und Furcht, ein Mann durch das Gedränge herdurch eilte, die höchste Leiter mit einer Unerschrockenheit bestieg, woraus man sah, daß er entweder

seine Absicht zu erreichen oder zu sterben beschlossen hatte, und sogleich nicht mehr zu sehen war.

Ein plötzlicher Stoß von Rauch und Flammen schlug unmittelbar darauf hervor; und Jedermann hielt ihn schon für verloren. Auf einmal aber sah man ihn, mit dem Kinde in seinen Armen, wieder hervor kommen, und, ohne sonderliche Beschädigung, die Leiter wieder herunter steigen.

Allgemeines Frohlocken erscholl nun zu den Wolken; aber mit welchen Worten lassen sich die Empfindungen des Vaters beschreiben, als er nun wieder zu sich kam, und seinen Liebling, wie durch ein Wunder gerettet, in seinen Armen fand? Nachdem die ersten Ausbrüche seiner Zärtlichkeit vorüber waren, erkundigte er sich nach dem Retter seines Sohnes; und man zeigte ihm einen Mann von edler Bildung, aber im schlechten Aufzuge, dessen Gesichtszüge von Rauch und Schmutz so entstellt waren, daß man sie unmöglich erkennen konnte.

Francesco gieng indeß voller Freuden auf ihn zu, reichte ihm einen Beutel mit Gold, und bat ihn, dieß nur fürerst anzunehmen; am folgenden Tage solle er die von ihm versprochne Belohnung mit Freuden erhalten.

Nein! rief der Fremde, edelmüthiger Kaufmann, mein Leben ist mir nicht feil! — Gütiger Himmel! rief der Kaufmann, ich soll diese Stimme kennen! — Es ist — Ja! ja! schrie der Sohn,

und warf sich seinem Erretter in die Arme, es ist mein Hamet!

Und es war wirklich Hamet, der in eben dem schlechten Aufzuge vor ihnen stand, worin sie ihn ein halbes Jahr vorher gesehen hatten, als ihn die Großmuth des Kaufmannes aus seiner Sklaverei befreite.

Francesco's Erstaunen und Dankbarkeit waren unbeschreiblich. Da sie aber jetzt von einer großen Menge von Menschen umgeben waren, so bat er Hamet, mit ihm zu einem seiner Freunde zu gehen; und als sie allein waren, umarmte er ihn aufs zärtlichste, und fragte ihn, durch was für einen außerordentlichen Zufall er zum zweitenmal in die Sklaverei gerathen sey; wobei er es ihm freundschaftlich verwies, daß er ihm nichts von seiner Gefangenschaft gesagt hätte.

Ich danke Gott für diese Gefangenschaft, antwortete Hamet, weil ich dadurch Gelegenheit erhalten habe, zu zeigen, daß ich Ihrer Güte nicht ganz unwürdig war, und das Leben dieses theuren Kindes zu retten, welches ich tausendmal so hoch schätze, als mein eignes. Aber jetzt ziemt sichs nicht anders, als, meinem edeln Befreier alles so zu erzählen, wie sichs wirklich verhält.

Wissen Sie denn, daß damals, als der unglückliche Hamet auf Ihre Galeeren gebracht wurde, sein alter Vater gleichfalls in die Gefangenschaft gerieth. Sein Schicksal war es, worüber ich so

oft jene Thränen vergoß, wodurch ich zuerst die Aufmerksamkeit Ihres Sohns auf mich zog.

Und als ich durch Ihre so beispiellose Wohlthätigkeit meine Freiheit erhielt, eilte ich sogleich, den Christen ausfindig zu machen, der ihn gekauft hatte. Ich stellte ihm vor, ich sey noch jung und frisch, er aber alt und schwach. Ich legte zu dem Golde, das ich von Ihrer Güte erhalten hatte, noch etwas zu; kurz, ich vermochte den Christen, meinen Vater auf dem für mich bestimmten Schiffe wieder zurück zu schicken, ohne ihm zu sagen, auf welche Art er seine Freiheit erhalten hätte. Seit der Zeit nun bin ich hier als freiwilliger Sklave geblieben, um die Schuld der Natur und Dankbarkeit abzutragen.

Bei dieser Stelle der Geschichte brach Heinrich, der sich schon lange Gewalt angethan hatte, in einen Strom von Thränen aus; und Thomas selbst war so innig gerührt darüber, daß Herr Barlow ihnen rieth, für dießmal lieber abzubrechen, und etwas anders vorzunehmen.

Sie giengen also in den Garten, um weiter an ihrem Hause zu arbeiten; fanden aber, zu ihrer größten Betrübniß, daß sich, während ihrer Abwesenheit, ein Vorfall eräugnet hatte, wodurch alle ihre Mühe wieder vergeblich gemacht war. Ein heftiger Windsturm und Regen hatte früh Morgens ihrem neu erbauten Hause dergestalt zugesetzt, daß es dadurch ganz daniedér geworfen war.

Tho-

Thomas konnte sich kaum des Weinens enthalten, als er die Trümmer umher liegen sah; aber Heinrich, der sich in dieß Unglück besser zu finden wußte, sagte ihm, er solle nur ganz ruhig seyn; denn es ließe sich leicht wieder gut machen, und sie wollten es nun desto fester und stärker bauen.

Heinrich gieng darauf zu der Stelle, wo das Haus gestanden hatte, besah alles genau, und sagte zu Thomas, er glaube die Ursache ihres Unglücks entdeckt zu haben Und welche denn? sagte Thomas. Je nun, antwortete Heinrich, wir haben die Pfähle hier, welche die ganze Last unsers Hauses tragen müssen, nicht tief genug in die Erde geschlagen; als daher der Wind auf die flache Seite des Hauses so heftig einstieß, konnte es sich nicht halten.

Mir fällt jetzt ein, daß ich die Leute, wenn sie ein Haus bauen, vorher ziemlich tief in die Erde habe graben sehen, um den Grund desto fester zu legen; und ich sollte denken, wenn wir diese Pfähle recht tief in die Erde schlügen: so würde dieß eben das thun, und dann würden wir von einem künftigen Sturme nichts zu fürchten haben.

Herr Barlow kam darauf in den Garten; und die beiden Knaben zeigten ihm ihren Unfall, und fragten ihn, ob er nicht auch glaube, daß das tiefere Eintreiben der Pfähle dergleichen Umsturz in Zukunft verhindern werde? Herr Barlow sagte, er glaube das allerdings; und da sie zu klein wä-

ren, um an das obere Ende der Pfähle zu reichen, so wolle er ihnen helfen.

Darauf gieng er hin, und holte einen großen hölzernen Hammer, womit er oben auf die Pfähle schlug, und sie so tief in die Erde hinein trieb, daß sie nun nicht weiter in Gefahr waren, vom Winde umgeworfen zu werden.

Heinrich und Thomas machten sich darauf so eifrig an ihre Arbeit, daß aller Schaden in kurzer Zeit wieder gut gemacht, und alles wieder im vorigen Stande war. Jetzt mußten sie nun noch ein Dach aufsetzen; denn bisher hatten sie bloß die Wände gebauet.

In dieser Absicht nahmen sie einige lange hölzerne Stangen, die sie queer über ihr Gebäude legten, wo es am schmalsten war; und über diese Stangen legten sie eine ziemliche Menge Stroh; und glaubten jetzt ein Haus aufgeführt zu haben, worin sie vor Wind und Wetter vollkommen sicher seyn könnten. Zum Unglück aber fanden sie sich hierin abermals betrogen; denn als sie eben ihren Bau vollendet hatten, kam ein sehr starkes Regenschauer. Sie suchten nun Obdach in ihrem Hause, und bemerkten eine Zeitlang zu ihrem größten Vergnügen, wie trocken und verdeckt sie darunter blieben.

Am Ende aber, als das Stroh des Daches das Wasser durchließ, welches, wegen der Fläche des

Daches

Daches, gar nicht ablaufen konnte, so fieng es an, ziemlich stark durchzuregnen. Eine Zeitlang machten sich Heinrich und Thomas nicht viel daraus; zuletzt aber wurde es so stark, daß sie ausweichen, und in dem Hause Schutz suchen mußten.

Als sie nun hier in Sicherheit waren, überlegten sie die Sache mit ihrem Hause aufs neue, und Thomas sagte, die Schuld liege gewiß daran, daß sie nicht Stroh genug dazu genommen hätten.

Nein, sagte Heinrich, daran liegt es nun wol nicht; sondern eher daran, daß unser Dach so flach liegt. Denn ich habe bemerkt, daß alle die Dächer, die ich je gesehen habe, schräge gehen; dadurch läuft dann das Wasser beständig von ihnen herunter, und fällt auf die Erde. Unser Dach hingegen mußte, weil es ganz flach liegt, allen darauf fallenden Regen behalten, der sich immer tiefer und tiefer in das Stroh einsog, und zuletzt ganz durchdrang.

Sie setzten sich also vor, auch diesem Mangel abzuhelfen, und nahmen in dieser Absicht verschiedne hölzerne Latten von gleicher Länge, wovon sie das eine Ende an der Wand des Hauses befestigten, und die andern beiden Enden in der Mitte zusammen fallen ließen. Hiedurch erhielten sie ein Dach, welches den gewöhnlichen Dächern der Häuser völlig ähnlich war. Auch nahmen sie einige andre Latten, die sie queer über die andern legten,

damit

damit diese desto mehr Festigkeit erhalten, und das Dach desto stärker werden möchte. Endlich bedeckten sie das Ganze mit Stroh; und damit dieß nicht möchte weggewehet werden, steckten sie hier und da Plöcke ein, und legten kleine Stöcke kreuzweis von einem Pflock zum andern, damit das Stroh nicht ausweichen möchte.

Und nun fanden sie, daß ihr Haus ganz gut war; nur die Seitenwände, die aus blossem Reiserholz bestanden, hielten den Wind nicht genug ab. Um diesem Uebel abzuhelfen, brachte Heinrich, welcher der vornehmste Baumeister war, etwas Leimerde herbei, mischte sie mit Wasser, um sie noch mehr zu erweichen, und bestrich die Wände von innen und außen damit; so, daß nun gar keine Zugluft eindrang, und das Haus viel wärmer wurde, als zuvor.

Es war jetzt ziemlich lange, daß sie ihren Weizen gesäet hatten; und er fieng an, so stark aufzulaufen, daß die Halme der Kornähren schon ganz grün da standen, und täglich stärker wurden.

Thomas sah alle Morgen darnach, und bemerkte den allmähligen Wachsthum seiner Aussaat mit dem größesten Vergnügen. Jetzt, sagte er zu Heinrich, denk' ich doch, daß wir bald ganz gut würden leben können, wenn wir uns auf einer wüsten Insel befänden.

Hier ist ein Haus, worin wir vor Wind und Wetter bedeckt wären, und bald werden wir auch

Korn

Korn zu unserm Unterhalt haben. Freilich, antwortete Heinrich; aber es fehlt uns doch noch mancherlei, ehe wir Brod daraus machen können.

Herr Barlow hatte einen sehr großen Garten, und außerdem noch einen besondern Obstgarten mit den schönsten Fruchtbäumen. Auch hatte er noch eine Baumschule, worin er Bäume groß zog, die er hernach sorgfältig neben einander pflanzte, bis sie groß genug waren, um in den Obstgarten versetzt zu werden, und Früchte zu tragen.

Thomas hatte oft von dem Obste dieser Fruchtbäume gegessen, und es sehr schön gefunden; und dieß brachte ihn auf den Einfall, daß es eine große Verschönerung für ihr Haus seyn würde, wenn er einige Bäume um dasselbe her pflanzen könnte, die es vor der Sonne schützen, und in der Folge Früchte tragen würden.

Er bat also Herrn Barlow, ihm ein paar Bäume zu schenken; und Herr Barlow sagte ihm, er solle nur in die Baumschule gehen, und sich einige aussuchen.

Thomas gieng also hin, und nahm zwei von den Bäumen, die das stärkste Ansehen hatten; und mit Heinrichs Hülfe verpflanzte er sie auf folgende Art in den Garten. Sie nahmen beide ihre Spaten, und gruben sehr behutsam die Bäume aus, ohne ihre Wurzeln zu beschädigen. Darauf gruben sie zwei große Löcher auf der Stelle, wohin

sie die Bäume setzen wollten, und zerstampften dann das Erdreich, damit es locker und leicht auf den Wurzeln liegen möchte. Hernach stellten sie den Baum mitten in die Grube, und Thomas hielt ihn in die Höhe, indeß Heinrich sachte die Erde über die Wurzeln hinwarf, die er dann mit den Füßen eben trat, um sie wohl zu bedecken. Zuletzt steckte er noch einen großen Pfahl in die Erde, und band den Baum daran fest, damit der Sturm im Winter ihm nicht Schaden thun, oder ihn gar aus der Erden reissen möchte. Sie trieben ihre Sorgfalt noch weiter. Oben im Garten war eine kleine Wasserquelle, die neben der Anhöhe hin in einem kleinen Strom fortlief.

Heinrich und Thomas ließen sich einige Tage nach einander recht sauer werden, um einen neuen Kanal zu graben, und das Wasser an die Wurzeln ihrer Bäume hinzuleiten; denn es war damals eben heißes und trocknes Wetter; und sie fürchteten, daß ihre Bäume aus Mangel an Näße verdorren möchten.

Herr Barlow sah sie mit dem größesten Vergnügen auf diese Art beschäfftigt. Er sagte ihnen, daß die übermäßige Hitze in manchen Weltgegenden die Erde dergestalt versenge, daß nichts wachsen wolle, wenn der Boden nicht auf diese Weise durchwässert werde. Besonders, sagte er, giebt es ein Land, welches Aegypten heißt, daß von jeher seiner Fruchtbarkeit wegen berühmt gewesen ist, und wegen seines Reichthums an Getraide; und dieß Land

wird

wird durch die Natur auf folgende außerordentliche Art gewässert.

Es ist daselbst ein großer Fluß, der Nil genannt, welcher dieß ganze Land durchfließt. Zu einer bestimmten Jahrszeit tritt der Strom desselben aus seinen Ufern; und da das ganze Land flach ist: so wird es gar bald von dem Wasser dieses Flusses bedeckt. Mehrere Wochen nach einander bleibt es stehen, ehe es ganz abgetrocknet ist; und dann wird der Boden davon so ergiebig, daß alles, was darin gepflanzt wird, das beste Gedeihen hat, und die reichlichsten Früchte trägt.

Ist das nicht das Land, sagte Heinrich, wo sich das grausame Thier, das Krokodil aufhält? Ja, antwortete Herr Barlow. Was ist denn das für ein Thier? fragte Thomas.

Es ist ein Thier, antwortete Herr Barlow, daß zuweilen auf dem Lande, und zuweilen im Wasser lebt. Es kommt ursprünglich aus einem Ey, welches die Mutter legt, und im Sande vergräbt. Die Sonnenhitze durchwärmt es dann einige Tage; und am Ende kriecht ein junges Krokodil heraus.

Dieß Thier ist anfänglich sehr klein; es hat einen langen Leib, und vier kurze Beine, womit es auf der Erde kriecht, und im Wasser schwimmt. Auch hat es einen langen Schweif; oder, der Körper ist vielmehr ungemein lang, wird immer dünner, und läuft zuletzt spitzig zu. Seine Gestalt

gleicht

gleicht vollkommen einer Eidechse; oder, wenn du vielleicht nie eine Eidechse gesehen haben solltest, hast du denn nie ein kleines Thier, einige Zoll lang, bemerkt, welches sich auf dem Grunde von Graben und Fischteichen aufhält?

O! ja, Herr Barlow, sagte Thomas; ich hab' einmal eins gefangen, das ich für einen Fisch hielt; als ichs aber näher betrachtete, sah ich, daß es vier Füße hatte; und da warf ich es wieder ins Wasser, damit es nicht Schaden leiden möchte.

Dieses Thier, sagte Herr Barlow, kann dir einen Begriff von einem jungen Krokodil geben; wenn es aber älter wird, so wird es immer größer, und zuletzt wächst es, wie man mir gesagt hat, zu einer Länge von zwanzig bis dreißig Fuß. Das ist sehr groß, versetzte Thomas; und thut es denn auch Schaden?

O ja, antwortete Herr Barlow, es ist ein sehr gefräßiges Thier, und verschlingt alles, was es nur erhaschen kann. Sehr oft kommt es aus dem Wasser, und hält sich am Ufer auf, wo es aussieht, wie ein langer hölzerner Klotz; und wenn ihm dann irgend ein Thier unversehens zu nahe kommt, so hascht es geschwinde darnach, und wenn es in seine Gewalt kommt, so wird es verschlungen.

Th. Aber, frißt es denn auch wol Menschen?

Hr. B. Zuweilen; wenn es sie überfällt. Aber die Leute, die dieß Thier oft zu sehen gewohnt

sind, entkommen ihm leicht. Sie laufen in einem Zirkel umher, oder kehren plötzlich wieder um; und dann bleibt das Thier weit zurück. Denn wenn es gleich in gerader Linie ziemlich geschwind laufen kann, so wird es doch durch die große Länge seines Körpers verhindert, sich schnell umzukehren.

Th. Es muß denn doch sehr gefährlich seyn, diesem Thiere zu begegnen. Kann sich denn wol ein Mensch dagegen wehren?

Hr. B. Wer Muth und Kaltblütigkeit genug hat, dem ist alles möglich; und darum tragen die Einwohner dieses Landes große Spieße, um sich damit gegen diese Thiere zur Wehr zu setzen. Das Krokodil öffnet seinen weiten, gierigen Rachen, um den Menschen zu verschlingen; dieser aber nimmt die Gelegenheit wahr, und stößt die Spitze seines Speers in den Mund des Thiers, wodurch er es denn gemeiniglich auf der Stelle tödtet. Ja, ich habe sogar gehört, daß manche ihre Kühnheit so weit treiben, daß sie ins Wasser gehen, um dort sich mit dem Krokodil einzulassen.

Sie nehmen einen großen Holzsplitter, ungefähr einen Fuß lang, in der Mitte dick, und an beiden Enden zugespitzt; und an diesen binden sie einen langen und zähen Strick. Derjenige, der das Krokodil anzugreifen denkt, nimmt dieß Stück Holz in seine rechte Hand, und geht ins Wasser, worin er so lange umher watet, bis eins von diesen Thieren ihn gewahr wird. So bald dieß ge-

schieht, kommt das Thier auf ihn zu, um ihn anzufallen, öffnet seinen weiten und schrecklichen Rachen, der mit mehrern Reihen spitziger Zähne versehen ist.

Der Mann im Wasser aber erwartet seinen Feind mit der größten Unerschrockenheit; und in dem Augenblicke, da er heran kommt, wirft er seine mit dem Holzscheite bewaffnete Hand in seinen schrecklichen Mund, den das Krokodil sogleich schließt, und dadurch die scharfen Spitzen in seine beiden Kinnbacken drückt, wo sie dann stecken bleiben. Es ist alsdann nicht mehr im Stande, Jemanden Leides zu thun; und man zieht es mit dem Strick ans Ufer.

Aber, sagen Sie mir doch, fiel Thomas ein, läßt sich dieses fürchterliche Thier auch wol zahm machen? O! ja, antwortete Herr Barlow; denn ich glaube, wie ich dir schon einmal gesagt habe, daß es kein Thier in der Welt giebt, welches sich nicht durch gute Begegnung sanft und unschädlich machen ließe.

In mehrern Gegenden Aegyptens hält man zahme Krokodile; und so groß diese Thiere auch sind, so thun sie doch nie ein Leides, sondern lassen Jedermann ihnen nahe kommen, und selbst kleine Kinder um sich herum spielen, und sicher auf ihrem erstaunlich großen Rücken reiten.

Diese Erzählung machte dem guten Thomas sehr viel Freude. Er dankte Herrn Barlow, daß

er

er ihm eine Beschreibung von einem Krokodil gegeben hätte, und sagte, er würde sich sehr freuen, wenn er alle Thiere in der Welt zu sehen bekommen könnte.

Das möchte nun wol schwerlich angehen, antwortete Herr Barlow, weil fast jedes Land eine eigne Thierart hervorbringt, die man in andern Weltgegenden nicht antrifft. Willst du aber damit zufrieden seyn, die Beschreibungen davon in Büchern zu lesen, so wirst du deine Wißbegierde leicht befriedigen können.

Um eben diese Zeit standen einmal Thomas und Heinrich des Morgens sehr früh auf, und machten noch vor dem Frühstück einen langen Spaziergang, wie sie oft zu thun pflegten. Sie verloren sich so weit, daß sie am Ende beide müde waren, und sich an eine Hecke setzten, um auszuruhen.

Als sie hier saßen, gieng ein sehr reinlich und anständig gekleidetes Frauenzimmer vorbei, welches hier zwei kleine Knaben ganz allein sitzen sah, und still stand, um sie näher zu betrachten. Es scheint, sagte sie endlich, meine lieben Kleinen, daß ihr entweder sehr müde seyn müßt, oder euch verirrt habet.

Nein, sagte Heinrich, wir haben uns nicht verirrt, sondern wir sind nur diesen Morgen etwas weiter, als sonst, gegangen, und haben hier ein wenig Halte gemacht, um uns auszuruhen.

Nun gut, sagte das Frauenzimmer, wenn ihr in mein kleines Haus kommen wollt, das ihr dort nicht weit von hier vor euch seht, so könnt ihr bequemer sitzen; und da meine Tochter eben jetzt die Kühe wird gemolken haben, so soll sie euch etwas Milch und Brod geben.

Thomas, der eben so hungrig als müde war, sagte zu Heinrich, er habe große Lust, die Einladung der guten Frau anzunehmen; und so folgten sie ihr beide nach ihrem kleinen, aber sehr hübschen Meierhofe, der nicht weit davon war. Hier kamen sie in eine sehr reinliche Küche, die mit ganz einfachem, aber sehr brauchbarem Geräthe versehen war; und die Frau bat sie, sich neben einem warmen und angenehmen Kaminfeuer niederzusetzen, das mit Torf angelegt war.

Thomas, der noch niemals solch ein Feuer gesehen hatte, konnte nicht umhin, weiter darnach zu fragen; und die gute Frau sagte ihm, daß arme Leute, wie sie, keine Kohlen kaufen könnten. Wir gehen also hin, sagte sie, und räumen die obre Fläche der Gemeinfelder ab, die voller Gras, und Haide, und andrer Pflanzen ist, zugleich mit ihren in Eins verwachsenen Wurzeln. Dieß trocknen wir dann in kleinen Stücken im Sommer an der Sonne; und dann bringen wirs nach Hause, legen es unter eine Verdachung, und brauchen es zu unsrer Feurung.

Aber, sagte Thomas, ich sollte denken, Ihr hättet auf diese Art kaum Feuer genug, Euer Essen

zu kochen. Denn ich kam zuweilen in unserm Hause in die Küche, wenn man das Essen kochte, und da sah ich ein Feuer, welches bis oben an den Schornstein schlug.

Die arme Frau lächelte hierüber und sagte: Vermuthlich, junger Herr, ist Ihr Vater ein reicher Mann, der eine Menge von Gerichten auf seinem Tische hat; wir armen Leute aber müssen uns mit wenigerm behelfen. Je nun, sagte Thomas, Ihr müßt doch zum wenigsten alle Tage Braten haben?

Ach! nein, sagte die arme Frau, in unserm Hause bekommen wir kaum einmal Braten zu sehen; sondern wir sind schon sehr zufrieden, wenn wir alle Tage ein Stück Speck, mit Rüben gekocht, haben können; und wir danken dem lieben Gott, daß wirs noch so gut haben; denn es giebt viele arme Leute, die eben so gut sind, wie wir, und kaum ein Stückchen trocknes Brod haben können.

Als sie noch mitten in diesem Gespräch waren, sah Thomas einmal seitwärts, und erblickte eine Kammer, die voller Aepfel war. Aber sagt mir doch, rief er, was macht Ihr denn mit allen den Aepfeln? Ich dächte, Ihr könntet sie kaum verzehren, wenn Ihr auch nichts anders essen wolltet. Das ist wol wahr, sagte die Frau; aber wir machen Cyder daraus.

Wie? rief Thomas, könnt Ihr das süsse, liebliche Getränk machen, welches Cyder heißt? und wird das aus Aepfeln gemacht?

Die Frau. Allerdings.

Th. Aber wie wird es denn gemacht?

Frau. Wir nehmen die Aepfel, wenn sie reif sind, und zerstampfen sie mit einer eigen dazu gemachten Maschine. Alsdann nehmen wir den Brei, und thun ihn in große haarne Säcke, die wir in einer grossen Presse so lange pressen, bis aller Saft heraus läuft.

Th. Und ist der Saft denn Cyder?

Frau. Sie sollen ihn kosten, junger Herr, weil Sie doch so neugierig darauf sind. Sie führte ihn darauf in eine andre Kammer, wo eine große Tonne voller Aepfelmost stand, nahm etwas davon in einem Becher, und bat ihn, einmal zu kosten, ob das Cyder sey.

Thomas kostete es, und sagte, es sey sehr süß und angenehm; aber kein Cyder. Nun gut, sagte die Frau, wir wollen einmal ein andres Faß versuchen. Sie nahm darauf etwas Getränk aus einer andern Tonne, und gab es ihm hin; und als es Thomas gekostet hatte, sagte er, das sey wirklich Cyder. Aber, liebe Frau, fuhr er fort, was thut Ihr denn noch zu dem Aepfelmost, um Cyder daraus zu machen?

Die Frau. Nicht das geringste.

Th. Aber wie wird denn Cyder daraus? Denn ganz gewiß war das nicht Cyder, was Ihr mir zuerst gabt.

Frau.

Frau. Je nun, wir gießen den Most in ein großes Faß, und lassen ihn an einem warmen Ort stehen, wo er bald in Gährung kommt.

Th. In Gährung? was ist denn das?

Frau. Sie sollen sehen — Hierauf zeigte sie ihm ein andres Faß, und hieß ihn zusehen, was darin wäre. Dieß that er, und sah, daß es über und über mit Schaum bedeckt war.

Th. Ist denn das, was Ihr Gährung nennt?

Frau. Ja, junger Herr.

Th. Und woher kommt denn das?

Frau. Das weiß ich wirklich selbst nicht; aber, wenn wir den Saft ausgedrückt haben, wie ich Ihnen sagte, so schütten wir ihn in ein Faß, und lassen ihn auf einer warmen Stelle stehen; und in kurzer Zeit fängt er denn an, in Arbeit zu gerathen und zu gähren, wie Sie da sehen; und wenn diese Gährung eine Zeitlang gewährt hat, so wird Cyder daraus; und hernach ziehen wir ihn auf Fäßer, und verkaufen ihn, oder behalten ihn für uns. Wie ich gehört habe, wird der Wein in andern Ländern eben so gemacht.

Th. Wie? macht man den auch den Wein aus Aepfeln?

Frau. Nein, junger Herr, der Wein wird aus Trauben gemacht. Aber man preßt den Saft aus, und behandelt ihn auf eben die Art, wie wir den Aepfelsaft.

Th. Das ist doch wirklich sehr sonderbar. Der Cyder ist also nichts anders, als Aepfelwein.

Während dieser Unterredung kam ein reinlich gekleidetes kleines Mädchen, und brachte unserm Thomas einen irdnen Topf voll frischer Milch, und einen großen Schnitt schwarzes Brod.

Thomas nahm es an, und verzehrte es mit so vielem Vergnügen, daß er nie in seinem Leben ein beßres Frühstück gehalten zu haben glaubte. Als Heinrich und er ihr Frühstück genossen hatten, sagte ihm Thomas, es würde nun Zeit seyn, nach Hause zu gehen; und so dankte er der guten Frau für ihre Güte, griff in seine Tasche, zog einen Schilling heraus, und bat sie, ihn anzunehmen.

Nein, bei Leibe nicht, lieber Kleiner, sagte die Frau, ich werde um alles in der Welt von Ihnen keinen Heller nehmen. Sind gleich mein Mann und ich nicht reich, so können wir uns doch unser Brod durch unsre Arbeit verdienen, und wol einmal einem Fremden eine Schale Milch geben, ohne dadurch zu leiden.

Thomas dankte ihr noch einmal, und wollte eben fortgehen, als ein Paar sauersehende Männer ins Haus traten, und die Frau fragten, ob sie Tosset heiße. O! ja, sagte sie, und ich habe mich dieses Namens noch nie schämen dürfen.

Nun gut, sagte der Eine, und zog ein Papier aus der Tasche, hier ist ein Executionsbefehl wider

Euch von Herrn Richard Gruff; und wenn Euer Mann nicht augenblicklich seine Schuld mit allen Zinsen und Unkosten bezahlt, welches sich zusammen auf neun und dreißig Pfund zehn Schillinge beläuft: so werden wir alles hier aufschreiben, was Ihr habt, und es, zur Abtragung der Schuld, öffentlich verkaufen. Ganz gewiß, sagte die arme Frau, die darüber etwas betroffen wurde, ganz gewiß seyd Ihr unrecht; denn ich habe mein Lebtage noch nicht von einem Herrn Richard Gruff gehört, und glaube auch nicht, daß mein Mann irgend einem Menschen einen Heller schuldig ist, außer seinem Pachtherrn. Und ich weiß, daß er schon beinahe die halbjährigen Zinsen für ihn zurückgelegt hat; er wird also wol nicht einem armen Manne zur Last fallen wollen.

Nicht doch, Frau, sagte der eine Mann, und schüttelte den Kopf; wir verstehen unsre Sachen zu gut, um hier irre zu seyn. Wenn euer Mann nach Hause kommt, wollen wir mit ihm sprechen; unter der Weile können wir hier alles aufschreiben.

Die beiden Leute giengen darauf ins nächste Zimmer; und gleich nachher trat ein rascher, wohlgebildeter Mann, von ungefähr vierzig Jahren, herein, mit aufgeräumter Miene, und der Frage, ob sein Frühstück fertig sey. Ach! mein armer, lieber Wilhelm, sagte die Frau, hier ist ein trauriges Frühstück für dich; aber ich denke, du kannst unmöglich Jemanden was schuldig seyn; und

so ist das auch wol nicht an dem, was mir die beiden Leute sagten, von einem Richard Gruff.

Bei diesem Namen fuhr der Mann auf einmal zurück, und seine vorher rothe Gesichtsfarbe wurde auf einmal blaß, wie eine Leiche. Ganz gewiß ist es nicht an dem, sagte die Frau, daß Richard Gruff vierzig Pfund von dir zu fodern hat. Wie viel es ist, antwortete der Mann, weiß ich freilich nicht so recht; aber, als dein Bruder Peter seine Schulden nicht bezahlen konnte, und seine Gläubiger ihm alles wegnahmen, was er hatte, wollte ihn dieser Richard Gruff in Verhaft nehmen lassen, wenn ich nicht noch für ihn gut gesagt hätte; und so konnte er sein Glück zur See versuchen.

Freilich versprach er mir, seinen Lohn an mich zu schicken, damit ich darüber in keine Verlegenheit kommen möchte; aber du weißt, es sind nun drei Jahr, daß er weggieng, und in der ganzen Zeit haben wir nichts von ihm gehört.

Nun, sagte die Frau, und brach dabei in Thränen aus, so bist du, so sind deine armen, besten Kinder durch die Schuld meines undankbaren Bruders unglückliche Leute! denn hier sind zwei Gerichtsdiener im Hause, die alle deine Sachen in Beschlag nehmen und verkaufen wollen. Bei diesen Worten wurde das Gesicht des Mannes feuerroth. Er griff nach einem alten Degen, der über dem Kamin hing, und rief laut: Nein! — daraus wird nichts!

Ich

Ich wills den Schurken zeigen, was es heißt, ehrliche Leute mißmüthig machen. Er zog darauf den Degen, und wollte hinausgehen, mit einer Wuth, die für ihn oder die Gerichtsdiener tödtliche Folgen hätte haben können; aber seine Frau stürzte sich auf die Knie vor ihm nieder, umfaßte die seinigen, und bat ihn, sich zu fassen. Um des Himmels willen, sagte sie, mein liebster, bester Mann, bedenke, was du thust! Weder mir noch unsern Kindern kann deine Hitze das mindeste helfen; und wenn du nun das Unglück hättest, einen von diesen Leuten zu tödten, wäre das nicht ein Mord? Und wäre da unser Schicksal nicht noch tausendmal unglücklicher, als es jetzt ist?

Diese Vorstellungen schienen auf den guten Pächter einigen Eindruck zu machen. Auch seine Kinder, ob sie gleich noch zu jung waren, um die Ursache aller dieser Verwirrung einzusehen, sammelten sich um ihn her, hingen sich an ihn, und weinten und schluchzten mit ihrer Mutter.

Der kleine Heinrich gleichfalls, der den armen Mann vorher gar nicht gekannt hatte, faßte ihn mit der zärtlichsten Theilnehmung bei der Hand, und badete sie mit seinen Thränen.

Er ließ sich endlich durch die Bekümmerniß derer, die er so sehr liebte, und durch seine eigne kaltblütigere Ueberlegung besänftigen, legte das Mordgewehr auf die Seite, setzte sich einen Stuhl,

hielt

hielt beide Hände vors Gesicht, und sagte nichts weiter, als: Des Herrn Wille geschehe!

Thomas hatte diesen rührenden Auftritt mit der größten Aufmerksamkeit angesehen, ob er gleich kein Wort gesagt hatte. Jetzt gab er seinem Freunde Heinrich einen Wink, gieng mit ihm stillschweigend aus dem Hause, und nach Herrn Barlow zurück. Unterweges schien er so voll von dem, was eben vorgegangen war, zu seyn, daß er keine Sylbe sagte; so bald er aber nach Hause kam, gieng er zu Herrn Barlow, und bat ihn, er möchte ihn doch sogleich zu seinem Vater schicken.

Herr Barlow wurde über diese Bitte stutzig, und fragte ihn nach der Ursache, warum er denn auf einmal des Aufenthalts bei ihm müde geworden sey?

Nein, Herr Barlow, sagte Thomas, ich bin im geringsten des Lebens bei Ihnen nicht müde. Sie sind äußerst gütig gegen mich gewesen, und ich werde Zeitlebens mit aller Dankbarkeit daran denken; aber ich muß jetzt gleich mit meinem Vater sprechen; und ich weiß gewiß, wenn Sie die Ursache davon erfahren, so werden Sie dieselbe gewiß nicht mißbilligen.

Herr Barlow drang nicht weiter in ihn, sondern befahl einem zuverläßigen Bedienten, sogleich ein Pferd zu satteln, und den kleinen Thomas auf demselben vor sich zu nehmen, und nach Hause

zu bringen. Herr und Frau von Merton waren voller Verwunderung und Freude über den unerwarteten Anblick ihres Sohns.

Thomas aber, der ganz voll von dem Anschlage war, den er gefaßt hatte, beantwortete nur ganz eilig die ersten Fragen, und redete darauf so seinen Vater an: Werden Sie mir wol nicht böse werden, bester Vater, wenn ich Sie bitte, mir einen recht großen Gefallen zu thun? Nein, das werd' ich ganz gewiß nicht, sagte Herr Merton.

Nun, so hören Sie, sagte Thomas; ich habe Sie oft sagen hören, Sie wären sehr reich; und wenn ich artig wäre, sollt' ich auch reich werden. Wollten Sie mir also wol etwas Geld geben? — Geld? sagte Herr Merton; recht gern; wie viel brauchst du?

O! lieber Vater, sagte Thomas, ich brauche freilich recht sehr viel! — Vielleicht eine Guinee? antwortete Herr Merton.

Th. Ach! nein, noch viel mehr; eine Menge Guineen.

H. Merton. Nun, wie viel denn?

Th. Ach! zum wenigsten vierzig Pfund.

Behüte der Himmel, sagte Frau v. Merton! In der That, Herr Barlow hat dich wol noch zehnmal unartiger gemacht, als du ehedem warst!

Th. Nein, liebe Mama, Herr Barlow weiß von der ganzen Sache nichts.

Aber,

Aber, sagte Herr Merton, wozu kann solch ein Knirps, wie du bist, so viel Geld brauchen?

Ja, lieber Vater, sagte Thomas, das ist ein Geheimniß; aber ich weiß gewiß, wenn Sie es erfahren, so werden Sie den Gebrauch gut heißen, den ich davon zu machen gedenke.

Hr. M. Daran zweifle ich sehr.

Aber, versetzte Thomas, wenn es Ihnen beliebt, Herr Vater, so sollen Sie mir dieß Geld nur vorschießen, und ich will es Ihnen nach und nach wieder geben.

Hr. M. Wie wirst du jemals im Stande seyn, mir eine so große Summe zu bezahlen?

Th. Sie wissen ja, mein Vater, daß Sie oft die Güte haben, mir neue Kleidungsstücke und Taschengeld zu schenken. Wenn Sie mir also nur dieß Geld geben wollen, so werde ich niemals neue Kleider, noch sonst etwas brauchen, bis Sie sich wieder bezahlt gemacht haben.

Hr. M. Aber wozu kann solch ein Kind, wie du, so viel Geld nöthig haben?

Th. Ich bitte Sie, gedulden Sie sich nur noch einige Tage; so sollen Sie es erfahren; und wenn ich es schlecht anwende, so sollen Sie mir niemals wieder glauben.

Herr Merton war über die dringende Art sehr betroffen, mit welcher sein Sohn auf seiner Bitte be-

bestand; und da er sehr reich und freigebig war, so entschloß er sich, den Versuch zu machen, und ihm seine Bitte zu gewähren. Er gieng also hin, holte ihm das Geld, das er verlangte, gab es ihm, und sagte ihm zugleich, er verlange zu wissen, wo zu er es gebraucht habe; und wenn er dann mit ihm nicht zufrieden seyn werde, so wolle er ihm in seinem Leben nicht wieder trauen.

Thomas schien ganz entzückt über das Vertrauen, welches man in ihn setzte; er dankte seinem Vater für diese außerordentliche Güte, und bat ihn um Erlaubniß, mit Herrn Barlow's Bedienten wieder zurückkehren zu dürfen.

Als er wieder zu Herrn Barlow kam, war sein Erstes, daß er Heinrich bat, wieder mit ihm nach des Pächters Hause zu gehen. Die beiden kleinen Knaben giengen eiligst dahin; und als sie in das Haus kamen, fanden sie die unglückliche Familie noch in dem vorigen Zustande.

Thomas aber, der bisher seine Empfindungen unterdrückt hatte, und sich nun im Stande sah, seinen gefaßten Vorsatz auszuführen, gieng zu der guten Frau des Hauses, die schluchzend in einem Winkel des Zimmers saß, faßte sie freundlich bei der Hand, und sagte: Meine liebe Frau, Ihr wart diesen Morgen sehr gütig gegen mich; und ich bin daher Willens, auch Euch wiederum Gutes zu thun. Gott vergelt es Ihnen, junger Herr, sagte sie, ich erkenne Ihren guten Willen mit allem Dank; aber

Sie

Sie sind nicht im Stande, uns aus unsrer Noth zu helfen.

Wie könnt Ihr das wissen? sagte Thomas; vielleicht kann ich mehr für Euch thun, als Ihr glaubt. Ach lieber Gott! antwortete die Frau, ich glaube gern, das Sie alles thun möchten, was in Ihrem Vermögen ist; aber man wird alle unsre Sachen in Beschlag nehmen, und verkaufen, wenn wir nicht sogleich vierzig Pfund aufbringen können; und das ist unmöglich; denn wir haben keinen Freund auf Erden, der uns helfen kann; und so wird man meine armen Kinder und mich nun bald aus dem Hause heraus werfen; und Gott allein kann uns bewahren, daß wir nicht Hungers sterben.

Thomas war zu sehr gerührt, um die arme Frau länger in Ungewißheit zu lassen; er zog also seinen Beutel mit Geld heraus, schüttete es in ihren Schooß, und sagte: Da, meine liebe Frau, nehmt das, und bezahlt Eure Schulden, und Gott segne Euch und Eure Kinder.

Die Bestürzung der armen Frau bei diesem Anblick war unbeschreiblich; sie blickte wild und starr um sich her, und auf ihren kleinen Wohlthäter, schlug mit der äußersten Dankbarkeit und innigsten Rührung die Hände zusammen, und fiel in eine Art von Ohnmacht in ihren Stuhl zurück. Ihr Mann war im Nebenzimmer; und als er sie in diesem Zustande sah, lief er auf sie zu, faßte sie in seine Arme, und fragte sie mit der größten

Zärtlichkeit, was ihr fehle? Sie riß sich aber auf einmal aus seinen Armen los, fiel vor dem kleinen Knaben auf ihre Knie, schluchzte, dankte ihm mit abgebrochner, stammelnder Stimme, umfaßte seine Knie, und küßte seine Füße.

Der Mann, der nicht wußte, was vorgegangen war, glaubte, daß seine Frau von Sinnen gekommen sey; und die kleinen Kinder, die vorher in der Stube herum gewimmert hatten, liefen auf ihre Mutter zu, zupften sie an ihren Kleidern, und verbargen ihre Gesichter in ihren Busen. Die Frau aber schien bei ihrem Anblick wieder zu sich selbst zu kommen, und rief laut: Ihr armen unglücklichen Geschöpfe, die ihr ohne den Beistand dieses kleinen Engels alle hättet verhungern müssen, warum fallt ihr nicht nieder, und betet ihn mit mir an?

In der That, meine Liebe, sagte der Mann, du mußt ganz von Sinnen seyn. Was kann dieß kleine Kind für uns thun, daß unsre Kinder nicht Hungers sterben? O! Wilhelm, sagte die Frau, ich bin nicht von Sinnen wenn dirs gleich so vorkommt. Sieh her, Wilhelm, sieh einmal, was uns die Vorsehung durch diesen kleinen Engel ins Haus geschickt hat; und dann wundre dich noch, daß ich außer mir bin! Indem sie dieß sagte, zeigte sie ihm das Geld, bei dessen Anblick ihr Mann eben so erstaunt und verstört aussah, als sie.

Thomas aber gieng auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, und sagte: Lieber guter Mann, dieß Geld hier ist dir von ganzem Herzen gegönnt; ich schenke dirs mit Freuden; und ich hoffe, du wirst nun im Stande seyn, deine Schuld zu bezahlen, und diese armen kleinen Kinder zu retten.

Der Mann aber, der vorher sein Leiden mit stiller Würde zu tragen schien, brach in Thränen aus, und schluchzte eben so laut, als seine Frau und Kinder.

Thomas, den diese allzu große Dankbarkeit jetzt anfieng überlästig zu werden, gieng stillschweigend aus dem Hause, und nahm Heinrich mit sich, und, ehe noch die armen Leute gewahr wurden, daß er davon gegangen war, war er ihnen schon aus dem Gesichte.

Als er zu Herrn Barlow zurück kam, empfieng ihn dieser aufs zärtlichste, erkundigte sich nach dem Befinden seiner Eltern, und fragte ihn, ob er die Erzählung von dem dankbaren Türken vergessen hätte. O! nein, sagte Thomas, ich werde vielmehr sehr froh seyn, auch das Uebrige davon zu lesen. Herr Barlow gab ihm das Buch, und er las folgendes:

Fortsetzung der Geschichte des dankbaren Türken.

Als nun Hamet seine Erzählung geendigt hatte, war der Venetianer voller Erstaunen über seine Tugend, und erhabne Denkungsart. Er sagte ihm alles, was ihm seine Dankbarkeit und Bewunderung nur immer eingeben konnte, und drang zuletzt in ihn, die Hälfte seines Vermögens anzunehmen, und sich auf seine künftige Lebenszeit in Venedig niederzulassen. Dieß Anerbieten schlug Hamet mit der größten Achtung aber mit einem edelmüthigen Stolze, aus, und sagte seinem Freunde, er habe durch das, was er gethan, bloß die Schuld der Dankbarkeit und Freundschaft abgetragen. Sie waren, sagte er, mein großmüthiger Wohlthäter, Sie hatten ein Recht auf mein Leben durch das, was Sie an mir gethan hatten; und mein Leben wäre sehr wohl angewandt gewesen, wenn ich es in Ihrem Dienste verloren hätte.

Da es aber die Vorsehung anders gefügt hat, so ist es mir Belohnung genug, bewiesen zu haben, daß Hamet nicht undankbar ist, und ein Werkzeug zur Wiederherstellung Ihrer Glückseligkeit gewesen zu seyn.

Wenn aber gleich Hamet aus Uneigennützigkeit seine Verdienste zu geringe in Anschlag brachte, so konnte doch der Kaufmann nicht eher ruhig werden,

bis er ihm seine Dankbarkeit auf alle nur mögliche Art bewiesen hatte. Er erkaufte also Hamet's Freiheit zum zweitenmale, und befrachtete ein eignes Schiff, um ihn nach seinem Vaterlande zurück zu schicken. Er und sein Sohn umarmten ihn darauf mit der dankbarsten Zärtlichkeit, und sagten ihm, ihrer Meinung nach, auf ewig, Lebewohl.

Viele Jahre waren nun seit Hamet's Rückkehr nach seinem Vaterlande verstrichen, ohne daß sie ihn gesehen, oder die geringste Nachricht von ihm erhalten hätten. Unterdeß erreichte der junge Francesco, des Kaufmannes Sohn, sein männliches Alter; und da er sowol seinen Verstand als seine Sitten sehr vortheilhaft ausgebildet hatte, so war er allgemein beliebt und geschätzt.

Ein gewisses Handelsgeschäfte nöthigte jetzt ihn und seinen Vater, nach einer benachbarten Seestadt zu reisen, und weil sie glaubten, daß dieß am besten und geschwindesten zur See geschehen könne, so giengen sie beide zu Venedig auf ein Schiff, welches in Begriff war, nach jenem Orte hin abzusegeln. Sie fuhren mit günstigem Winde ab, und hatten alle Ursache, die glücklichste Fahrt zu hoffen; kaum aber hatten sie die Hälfte derselben zurückgelegt, als das Kriegsschiff eines türkischen Kosaren gerade auf sie zukam. Es segelte weit geschwinder, als das ihrige; und so war es unmöglich zu entkommen.

Der größte Theil der auf dem venetianischen Schiffe befindlichen Mannschaft gerieth vor Entsetzen

ganz

ganz außer sich, und schien von Furcht schon ganz überwältigt zu seyn. Aber der junge Francesco zog seinen Degen, verwies seinen Reisegefährten ihre Feigherzigkeit, und belebte dergestalt ihren Muth, daß sie sich entschlossen, ihre Freiheit durch den äußersten Widerstand zu vertheidigen. Das türkische Schiff nahte sich ihnen jetzt in schauerlicher Stille; auf einmal aber hörte man den schrecklichen Schall des Geschützes, der Rauch verdunkelte die Luft, aus dem plötzliche Flammen von Zeit zu Zeit hervorbrachen. Dreimal sprangen die Türken mit fürchterlichem Freudengeschrei auf das Verdeck des venetianischen Schiffes; und dreimal wurden sie durch den hartnäckigsten Widerstand der Mannschaft desselben zurückgetrieben, an deren Spitze Francesco war. Zuletzt waren so viele von den Türken niedergemetzelt, daß sie Willens zu seyn schienen, das Gefecht aufzugeben, und einen andern Weg zu nehmen anfiengen.

Die Venetianer sahen ihre Flucht mit der größten Freude, und priesen sich über ihre bewiesene Tapferkeit und ihre dadurch erfochtene Rettung glücklich, als sich auf einmal noch zwei andre Schiffe sehen ließen, die äußerst schnell auf sie zusegelten. Jedermann schauderte vor Entsetzen, als man bei ihrer Annäherung die Flaggen der Türken wahrnahm, und einsah, daß an keine Gegenwehr und Flucht mehr zu denken sey. Sie senkten daher ihre Flagge, zum Zeichen der Uebergabe, und sahen sich augenblicklich in der Gewalt ihrer Feinde, die

 mit

mit raubgieriger Wuth von allen Seiten herzuströmten.

Alle die, welche noch von der tapfern venetianischen Mannschaft am Leben blieben, wurden in Fesseln gelegt, und in dem Raum des Schiffes genau bewacht, bis es zu Tunis anlandete. Hier wurden sie gefesselt herausgeführt, und auf öffentlichem Markt als Sklaven feil geboten. Sie hatten nun die Kränkung zu dulden, daß sie ihre Gefährten, einen nach dem andern, ihrer anscheinenden Stärke und Gesundheit wegen, auswählen, und an verschiedne Herren verkaufen sahen. Zuletzt kam ein Türk herbei, der, seiner Kleidung und Miene nach, von höherm Range zu seyn schien. Er übersah sie nach der Reihe mit einem Blicke voll Mitleids, heftete seine Augen endlich auf den jungen Francesco, und fragte den Schiffshauptmann, was dieser junge Mensch kosten solle? Jener antwortete, er verlange nicht weniger als fünf hundert Goldstücke für diesen Gefangenen. Das ist sehr sonderbar, sagte der Türk, da ich gesehen habe, daß ihr andre, die weit stärker waren, für weniger als den fünften Theil dieser Summe verkauft habt. Ja freilich, antwortete der Schiffshauptmann; aber dieser hier soll mir entweder den mir verursachten Schaden wieder gut machen, oder Zeitlebens am Ruder arbeiten.

Und was kann er euch, fragte der andre, mehr Schaden gethan haben, als die übrigen, die Ihr

so wohlfeil verkauft habt? Er war es, antwortete der Schiffskapitän, der die Christen zu der hartnäckigen Gegenwehr ermunterte, die mir das Leben so vieler wackern Leute gekostet hat. Dreimal sprangen wir auf ihr Verdeck, mit einer Wuth, die unwiderstehlich schien; und dreimal griff uns dieser junge Mensch mit so gesetztem, entschlossenem Muth an, daß wir uns genöthigt sahen, schimpflich abzuziehen, und bei jedem Angriff zwanzig von unsern Leuten einbüßen mußten. Und darum sag' ichs noch einmal, ich will entweder so viel für ihn haben, so hoch der Preis auch scheinen mag, oder meine Rache dadurch befriedigen, daß er lebenslang auf meiner siegreichen Galeere arbeiten soll.

Hierauf betrachtete der Türk den jungen Francesco mit neuer Aufmerksamkeit; und er, der bisher seine Blicke im ernsten Stillschweigen auf den Boden geheftet hatte, schlug sie jetzt empor. Kaum aber hatte er den Mann, der mit dem Schiffshauptmann sprach, ins Auge gefaßt, so that er einen lauten Schrei, und rief einmal über das andre den Namen Hamet. Mit gleicher Rührung sah ihn der Türk noch einen Augenblick an, und schloß ihn darauf in seine Arme, mit der Entzückung eines Vaters, der unverhofft, ein lange verlornes Kind wiedersieht. Es wäre unnöthig, alles das hier zu wiederholen, was Dankbarkeit und Rührung dem edeln Hamet in den Mund gab.

Als er aber hörte, daß sein alter Wohlthäter mit unter der Zahl dieser unglücklichen Venetianer war, die vor ihm standen, verbarg er sein Gesicht einen Augenblick unter sein Gewand, und schien von Schmerz und Erstaunen überwältigt; drauf erholte er sich wieder, hob seine Hände gen Himmel empor, und pries die Vorsehung, die ihn zum Erretter seines ehemaligen Wohlthäters auserseh en hatte.

Sogleich eilte er nach der Seite des Markts hin, wo Francesco mit männlicher, stummer Verzweifelung sein Schicksal erwartete. Er nannte ihn seinen Freund, seinen Wohlthäter, nannte ihn bei allen den Namen, welche Dankbarkeit und Freundschaft ihm eingab, befahl, daß man ihm sogleich seine Ketten abnehmen sollte, und brachte ihn und seinen Sohn in ein prächtiges Haus, welches ihm in der Stadt gehörte. So bald sie allein waren, und sich einander ihre Schicksale erzählen konnten, sagte Hamet den beiden Venetianern, er habe damals, als er durch ihre Großmuth in Freiheit gesetzt, und nach seinem Vaterlande zurückgesandt wäre, ein Kommando bei dem türkischen Kriegsheer übernommen; und da er so glücklich gewesen sey, sich bei verschiednen Gelegenheiten hervorzuthun, so habe er sich allmählig bis zu der Würde eines türkischen Bassa emporgeschwungen.

Seitdem ich diese Stelle bekleide, setzte er hinzu, finde ich nichts so erwünscht dabei, als die Gelegenheit, die ich dadurch erhalte, dem Elende

der

der unglücklichen Christen abzuhelfen, die von unsern Korsaren gefangen genommen werden. So oft ein Schiff anlandet, welches einige von diesen armen Leuten mitbringt, gehe ich sogleich auf die Märkte, und löse eine gewisse Anzahl von den Gefangenen aus, denen ich ihre Freiheit wieder gebe. Und der gütige Allah zeigt mir jetzt, daß ihm meine schwachen Bemühungen, die heiligen Pflichten der Dankbarkeit für meine eigne Befreiung zu erfüllen, nicht mißfällig sind, indem er mich in den Stand setzt, den liebsten und besten Menschen Dienste zu leisten.

Zehn Tage lang wurden Francesco und sein Sohn in Hamet's Hause bewirthet; und während dieser Zeit that er alles, was er nur konnte, um ihnen gefällig zu seyn. Als er aber sah, daß sie wieder nach Hause zurück zu kehren wünschten, sagte er ihnen, er wolle sie nicht länger davon abhalten, sondern sie sollten den Tag darauf an Bord eines Schiffes gehen, das eben nach Venedig hin segelfertig lag.

Den folgenden Morgen entließ er sie also, obgleich ungern, mit vielen zärtlichen Umarmungen, und gab ihnen eine ausgesuchte Mannschaft von seinen Soldaten mit, um sie am Bord ihres Schiffes zu bringen. Als sie dahin kamen, wurde ihre Freude noch größer, als sie fanden, daß durch Hamet's Großmuth nicht nur das eroberte Schiff, sondern auch die ganze Mannschaft desselben, wieder ausgelöst und in Freiheit gesetzt war.

Francesco und sein Sohn kamen, nach einer sehr glücklichen Fahrt, wieder in ihr Vaterland, wo sie viele Jahre geschätzt und verehrt lebten, immerfort eingedenk der mannichfachen Abwechselungen des menschlichen Glücks, und stets darauf bedacht, ihre Pflichten gegen ihre Nebenmenschen treu zu erfüllen.

Nach Endigung dieser Geschichte gieng Herr Barlow mit seinen beiden Zöglingen auf die Heerstraße spaziren. Sie waren aber nicht weit gekommen, als sie von fern drei Männer sahen, deren Jeder ein großes zottiges Thier an einem Stricke zu führen schien. Hinter ihnen drein zog eine Menge von Kindern und Weibern, die wegen der Neuheit dieses Anblicks zusammengelaufen waren. Als sie näher kamen, sah Herr Barlow, daß diese Thiere drei zahme Bären waren, die von eben so viel Savoyarden gezogen wurden, welche als Bärenführer ihr Brod verdienten. Auf dem Kopfe eines jeden Bären saß ein Affe, der grinste und neckte, und durch seine seltsamen Gebehrden das ganze Gefolge belustigte.

Thomas, der noch nie dergleichen Thiere gesehen hatte, wunderte und freute sich sehr darüber; noch mehr aber, als er sah, daß sich der Bär, so bald es ihm sein Führer befahl, auf seine Hinterpfoten stellte, und auf eine unbehülfliche, possierliche Art nach der Musik tanzte. Nachdem sie sich

an diesem Schauspiel ergötzt hatten, giengen sie weiter, und Thomas fragte Herrn Barlow, ob sich ein Bär wohl leicht zahm machen liesse, und ob er da, wo er wild umher liefe, vielen Schaden thäte.

Der Bär, versetzte Herr Barlow, ist nicht ganz so fürchterlich und gefährlich, als ein Löwe oder Tiger; aber er ist doch immer bösartig genug, und frißt oft Weiber und Kinder, und selbst Männer, wenn er dazu Gelegenheit hat. Man findet diese Thiere gemeiniglich in kalten Ländern; und man hat bemerkt, daß sie allemal um desto größer und wilder werden, je kälter die Gegend ist, wo sie sich aufhalten.

Vielleicht erinnerst du dich noch aus der Geschichte von den vier armen Leuten, die so lange auf einer wüsten, unbewohnten Insel leben mußten, daß sie sehr oft in Gefahr waren, von Bären gefressen zu werden, deren es dort eine Menge gab. In jenen nördlichen Ländern, die beständig mit Schnee und Eis bedeckt sind, findet man eine Art von Bären, die weiß von Farbe, und dabei erstaunlich stark und wild sind.

Man sieht diese Thiere oft über die großen Eisschollen hinklettern, welche jene Seen fast bedecken, und auf den Raub von Fischen und andern Seethieren ausgehen. Ich erinnere mich, einmal von einem gelesen zu haben, der unvermuthet auf einige Matrosen zukam, die eben am Ufer standen, und ihr Mittagsessen kochten.

Das Thier hatte zwei Junge bei sich; und die Matrosen, wie du leicht denken kannst, freuten sich nicht über diesen Zuspruch, sondern flohen eiligst auf ihr Schiff. Die alte Bärin machte sich darauf an das Fleisch, welches die Matrosen zurückgelassen hatten, warf es ihren Jungen vor, und behielt nur etwas weniges für sich. Man sah, daß sie weit mehr für sie, als für sich selbst besorgt war.

Die Matrosen aber, sehr aufgebracht darüber, daß sie um ihre Mahlzeit kamen, zielten von ihrem Schiffe aus mit ihren Flinten nach den beiden Jungen, und schossen sie beide todt. Sie verwundeten auch die Alte, indem sie ein andres Stück Fleisch holte, aber nicht tödtlich, so, daß sie sich noch rühren konnte.

Jedermann aber, der nicht ganz unmenschlich gedacht hätte, würde, wie der Erzähler sagt, von Mitleid gerührt worden seyn, zu sehen, wie sich dieß arme Thier, so verwundet und blutig es auch war, gegen seine Jungen bezeigte. Bei allen seinen Schmerzen, und ob es gleich nur noch eben nach der Stelle, wo sie lagen, hinkriechen konnte, schleppte es doch das Stück Fleisch, das es im Munde hatte, wie das vorige, nach ihnen hin, und legte es vor ihnen nieder. Und als sie sah, daß sie nicht fraßen, legte sie ihre Tatzen zuerst auf das eine, und dann auf das andre, versuchte, sie aufzuheben, und erhob dabei das kläglichste Geheul.

Als sie sah, daß sie sich nicht regten, gieng sie eine Strecke weit davon, sah sich um, und ächzte, als wollte sie sie zu sich her locken. Da sie aber sah, daß sie unbeweglich da lagen, gieng sie wieder hinzu, beroch sie, und fieng an, ihre Wunden zu lecken. Darauf gieng sie wieder von ihnen weg, kroch etwas weiter fort, kehrte wieder um zu ihnen, und stöhnte, als ob sie sie bitten wollte, ihre Mutter doch nicht zu verlassen.

Da ihr aber ihre Jungen noch nicht folgten, gieng sie noch einmal zu ihnen hin, und schlich sich mit Zeichen unaussprechlicher Zärtlichkeit zuerst um das eine, und hernach um das andre herum, wobei sie immerfort sie betastete, und über sie wehklagte. Als sie zuletzt fand, daß sie kalt und leblos waren, erhob sie ihr Haupt gegen das Schiff zu, und fieng an, voller Unwillens zu brüllen, als ob sie den Mördern ihrer Jungen Rache dräuen wollte. Aber die Matrosen schossen aufs neue nach ihr, und brachten ihr so viele Wunden bei, daß sie zwischen ihren beiden Jungen niedersank; und auch noch im Sterben schien sie bloß um ihr Schicksal bekümmert zu seyn, und leckte da noch ihre Wunden.

Aber wie ist es möglich, sagte Heinrich, daß man gegen arme, unglückliche Thiere so grausam seyn kann? Ach! freilich, antwortete Herr Barlow, lassen sich die Menschen nur allzu oft muthwillige und unnöthige Grausamkeiten zu Schulden kommen. Aber in diesem Falle läßt sich doch ver-

muthen, daß die Furcht vor diesen Thieren viel dazu beitrug, die Matrosen unbarmherziger zu machen, als sie sonst gewesen wären.

Sie waren schon oft in Gefahr gewesen, von wilden Thieren gefressen zu werden; und dieß erregte bei ihnen einen großen Haß wider sie, den sie bei jeder Gelegenheit zu befriedigen suchten. Würd' es aber nicht genug seyn, sagte Heinrich, wenn sie Gewehre zu ihrer Vertheidigung wider alle Angriffe bei sich hätten, ohne solche arme Geschöpfe damit zu tödten, die sich gar nicht an sie machten? Allerdings wäre das genug, versetzte Herr Barlow; und ein edeldenkender Mann wird immer lieber seinen Feind schonen, als vertilgen.

Indem sie noch hierüber mit einander redeten, sahen sie eine Menge Weiber und Kinder in der größten Angst davon laufen, und als sie hinter sich zurück sahen, bemerkten sie, daß einer von den Bären seine Kette zerrissen hatte, und ihnen mit dem widerlichsten Gebrumme nachgelaufen kam. Herr Barlow, der einen tüchtigen Stock in der Hand hatte, und ein Mann von unerschrocknem Herzen war, hieß seine Zöglinge ganz ruhig seyn, und lief sogleich auf den Bären zu, der auf einmal stehen blieb, und Willens zu seyn schien, Herrn Barlow für seine Dazwischenkunft anzufallen. Er versetzte ihm aber ein paar tüchtige Schläge, schrie ihm zugleich mit lauter und drohender Stimme zu, und faßte so kühn als behende das eine Ende der Kette.

Der

Der Bär gab alsbald nach, und ließ sich von ihm wieder gefangen nehmen. Sogleich kam der Bärenführer herbei, dessen Händen ihn Herr Barlow übergab, wobei er ihm zugleich bedeutete, er möchte in Zukunft mehr Acht auf ein so gefährliches Thier haben. Die beiden Knaben hatten indeß in einiger Entfernung ruhig zugesehen; zufälligerweise aber kam der Affe, der dem Bären auf dem Kopfe zu sitzen gewohnt war, herbeigelaufen, und machte unterweges allerlei possirliche Grimassen.

Thomas, der nicht zaghafter seyn wollte, als Herr Barlow, lief ganz dreist auf ihn zu, und ergriff den Strick, der dem Affen um den Leib gebunden war. Dieser aber hatte nicht Lust, sich fangen zu lassen, sondern schnappte sogleich nach des kleinen Thomas Arm, und war schon im Begriff, in denselben mit den Zähnen zu beissen.

Allein Thomas, der jetzt schon viel herzhafter geworden war, und seinen Körper besser zu gebrauchen wußte, faßte den Affen, und fieng an, sehr derbe mit einem Stocke, den er in der Hand hatte, auf ihn zuzuschlagen, bis der Affe, der nun wohl sahe, daß mit seinem Gegner nicht zu spaßen war, von selbst nachgab, und sich, gleich seinem Freunde, dem Bären, willig gefangen nehmen ließ.

Auf dem Rückwege fragte Thomas Herrn Barlow, ob er es nicht für sehr gefährlich halte, sich mit solch einem Thier einzulassen, wenn es

sich losgemacht hätte? Herr Barlow antwortete ihm, es sey allerdings einige Gefahr dabei, aber doch bey weiten nicht so viel, als man zu glauben pflegte. Die meisten Thiere, sagte er, lassen sich leicht durch den Anblick fester Unerschrockenheit in Furcht setzen, da sie hingegen dreister und wilder werden, so bald sie sehen, daß man sich vor ihnen fürchtet.

Das scheint mir sehr wahr zu seyn, antwortete Heinrich; denn ich habe sehr oft das Betragen der Hunde gegen einander bemerkt. Wenn zwei fremde Hunde zusammen kommen, so nähern sie sich einander gemeiniglich ganz vorsichtig, als ob sie sich beide fürchteten; so bald aber der eine davon läuft, so verfolgt ihn der andre mit der größten Keckheit und Wuth.

Das ist nicht bloß bei Hunden der Fall, versetzte Herr Barlow. Fast alle wilde Thiere lassen sich gar leicht in Furcht setzen; und darum sind Leute, die ohne Gewehr durch solche Wälder, wo es viele wilde Thiere gab, reisen mußten, sehr oft dadurch unbeschädigt geblieben, daß sie ein lautes Geschrei erhuben, wenn ihnen solch ein Thier begegnete. Am meisten aber verließ ich mich doch in diesem Fall auf die Erziehung, die der Bär erhalten hatte, seitdem er aus seinem Lande ist.

Thomas lachte herzlich über diesen Gedanken; und Herr Barlow fuhr fort: So bald ein Thier etwas lernt, was ihm nicht natürlich ist, so erhält

hält es eigentlich Erziehung. Hast du wohl eher junge Füllen wild auf der Weide herum laufen sehen?

Th. O! ja, sehr oft.

Hr. B. Und glaubst du wohl, daß es eine leichte Sache seyn würde, sich auf sie zu setzen, oder sie zu reiten?

Th. Nein, gar nicht. Ich glaube, sie würden dergestalt springen und ausschlagen, daß sie einen gar bald abwerfen würden.

Hr. B. Und doch nimmt dein kleines Pferd dich sehr oft auf den Rücken, und trägt dich sehr sicher nach deines Vaters Hause, und wieder zurück.

Th. Das macht, weil es dies gewohnt ist.

Hr. B. Aber es war es doch nicht immer gewohnt. Es war ehedem ein Füllen, und lief eben so wild und unbändig auf der Weide herum, als die andern.

Th. O! ja.

Hr. B. Und wie hat sich denn dein Pferd nun so verändert, daß es dich auf seinem Rücken trägt?

Th. Das weiß ich nicht. Vielleicht, weil man ihm zu fressen gab?

Hr. B. Das ist eins; aber noch nicht alles. Zuerst gewöhnt man ein Füllen, das natürlich seiner Mutter nachgeht, mit ihr in den Stall zu kommen. Dann streichelt und füttert man es, bis

es allmählig zahm wird, und sich regieren läßt. Denn nimmt man die Gelegenheit wahr, ihm eine Halfter über den Kopf zu werfen, und es daran zu gewöhnen, daß es ruhig im Stalle steht, und sich an der Krippe fest binden läßt.

Auf diese Art geht man immer weiter, bis man es den Zügel und Sattel tragen, und dem Reuter gehorchen lehrt. Und dieß kann mit allem Recht die Erziehung eines Thiers heissen; weil es sich auf diese Art Dinge angewöhnt, die es nie gelernt haben würde, wenn man es sich selbst überlassen hätte. Nun wußte ich, daß der arme Bär oft war geschlagen und übel behandelt worden, um ihn dahin zu bringen, daß er sich an einem Stricke zur Schau umher ziehen ließe. Ich wußte, daß er daran gewöhnt war, sich dem Menschen zu unterwerfen, und beim Schall einer Menschenstimme zu zittern; und ich verließ mich auf die Gewalt dieser Eindrücke, um ihn ohne Widerstand zu allen zu bringen, was ich von ihm verlangte. Du siehst, daß ich mich in meiner Meinung nicht irrte; und vermuthlich hab' ich dadurch dem Unheil vorgebeugt, das er sonst einem oder andern hätte zufügen können.

Währenden Sprechens bemerkte Herr Barlow, daß des kleinen Thomas Arm blutig war, und als er ihn fragte, woher das komme, erfuhr er von ihm sein Abentheuer mit dem Affen. Herr Barlow sah darauf nach der Wunde, mit der

es, wie er fand, nicht viel zu bedeuten hatte, und sagte zu Thomas, es thäte ihm leid; aber er glaubte, daß er jetzt schon Herz genug habe, um sich aus solch einer Kleinigkeit nicht viel zu machen.

Thomas versicherte ihn, daß er das auch nicht thue, und fragte ihn noch mancherlei über die Natur des Affen, worauf ihm Herr Barlow folgendes antwortete: Der Affe ist ein sehr sonderbares Thier, welches dem Menschen an Gestalt und Bildung sehr ähnlich ist, wie du vielleicht bemerkt hast. Er findet sich allemal in heissen Ländern, deren Gehölze in manchen Weltgegenden mit unzähligen Schaaren dieser Thiere angefüllt sind. Er ist ungemein behende, und seine Vorderpfoten gleichen vollkommen den Armen eines Menschen; so, daß er sie nicht nur zum Gehen braucht, sondern auch sehr oft, um Bäume hinan zu klettern, um sich an die Zweige zu hängen, und sein Essen darin zu halten.

Er nährt sich fast von allen Arten der wilden Früchte, die sich in diesen heissen Ländern finden; so, daß er beständig die höchsten Bäume hinauf und herunter klimmern muß, um seinen Unterhalt zu suchen. Auch begnügt er sich nicht immer mit denen Früchten, die er in dem Walde findet, wo er sich aufhält. Große Schaaren von diesen Thieren ziehen oftmals umher, um die Gärten in der Nachbarschaft zu plündern; und man erzählt viele

wunderbare Geschichten von ihrer List und Geschicklichkeit.

Und welche denn? fragte Thomas. Man sagt, versetzte Herr Barlow, daß sie so vorsichtig und ordentlich dabei verfahren, als Menschen nur immer thun könnten. Einige von diesen Thieren werden als Kundschafter ausgestellt, um den übrigen einen Wink zu geben, wenn sich etwa ein Mensch in dem Garten sehen läßt; und wenn das geschieht, so meldet es eine von den Schildwachen durch eine besondere Art von Geschwätz, und sogleich eilen sie alle davon.

Das kann ich mir leicht vorstellen, sagte Heinrich; denn ich habe bemerkt, wenn eine Schaar von Dohlen sich auf ein Kornfeld niederläßt, so setzen sich allemal ein paar davon auf den höchsten Bäumen, die sie nur ausfindig machen können; und wenn sich Jemand blicken läßt, so geben sie den übrigen gleich ein Zeichen durch ihr Gekrächze, und diese fliegen dann augenblicklich davon.

Aber, sagte Herr Barlow, man sagt von den Affen, daß sie bei ihren Räubereien noch sinnreicher sind; denn sie stellen einige von ihrer Schaar in einer kleinen Entfernung von einander, in einer Linie, die ganz von dem Gehölze, das sie bewohnen, bis an den Garten reicht, den sie plündern wollen. Alsdann steigen einige von ihnen auf die schönsten Fruchtbäume, pflücken die Früchte ab, und

werfen sie den unten stehenden zu; diese werfen sie sodann wieder den andern zu, die etwas weiter stehen; und so von Hand zu Hand, bis ihre Beute in den Wäldern, oder Gebirgen, woher sie kamen, in sichre Verwahrung gebracht sind.

Fängt man sie sehr jung, so lassen sie sich leicht zähmen; immer aber behalten sie einen sehr bösartigen Hang; und es ist ihnen in der Art, alles nachzumachen, was sie an den Menschen sehen. Man erzählt in dieser Absicht viele lächerliche Dinge von ihnen. Ich habe von einem Affen gehört, der in einem vornehmen Hause gehalten wurde, und seinem Herrn oft hatte den Bart abnehmen sehen.

Das nachäffende Thier ließ sichs nun einmal auch einfallen, ein Barbier zu werden, und faßte eine Katze, die in eben dem Hause war, mit der einen Hand, und eine Dintenflasche nahm er in die andre, und so schleppte er sie oben auf eine schöne marmorne Treppe hinauf. Die Bedienten wurden alle durch das Geschrei der Katze herbei gebracht, der die Handhabung des Affen nicht gelegen war; und da sie herzu kamen, wurden sie eben so sehr belustigt als in Verwundrung gesetzt, als sie sahen, wie der Affe ganz ehrenfest auf dem Treppenstuhl saß, und die Katze mit seiner einen Pfote fest hielt, indeß er mit der andern ihr beständig Dinte ums Maul herum strich, und es eben so umher rieb, wie es der Barbier beim

Einseifen seines Herrn zu machen pflegte. So oft die Katze davon laufen wollte, gab er ihr einen Schlag mit seiner Pfote, wobei er immerfort plapperte, und lächerliche Geberden machte; sobald sie aber wieder ruhig war, tauchte er wieder in seine Flasche, und fieng sie wieder einzuseifen an.

Aber ich habe auch eine tragische Geschichte von der Nachahmungssucht dieser Thiere gehört. Ein Affe lebte in einer befestigten Stadt, und pflegte oft auf dem Walle auf- und abzulaufen, wo er die großen Kanonen, womit man die Stadt vertheidigte, hatte losfeuern sehen. Einstmals nahm er die brennende Lunte weg, die man dazu gebraucht hatte, hielt sie an das Zündloch einer Kanone, und stellte sich an die Mündung derselben, um sie losgehen zu sehen. Die Kanone aber, die eben geladen war, brannte sogleich los, und zerschmetterte den armen Affen in tausend Stücke.

Als sie jetzt wieder nach Herrn Barlow's Hause zurück kamen, fanden sie Herrn Merton's Bedienten und Pferde auf sich warten, um den kleinen Thomas nach Hause zu holen. Hier wurde er von seinen Eltern mit der größten Freude und Zärtlichkeit empfangen. Ob er ihnen aber gleich alles erzählte, was ihm begegnet war, so sagte er doch kein Wort von dem Gelde, das er dem armen Pächter gegeben hatte.

Der Tag darauf war gerade Sonntag; und Thomas gieng mit seinen Eltern in die Kirche. Kaum waren sie in dieselbe gekommen, so entstand ein allgemeines Flüstern in der ganzen Gemeine, und aller Augen waren sogleich auf den kleinen Knaben gerichtet. Herr und Frau von Merton verwunderten sich hierüber sehr; sie erkundigten sich aber nicht eher nach der Ursache, als nach geendigtem Gottesdienste. Beim Weggehen aus der Kirche fragte Herr Merton seinen Sohn, woher wol die allgemeine Aufmerksamkeit kommen möchte, die er bei seinem Eintritt in die Kirche erregt hatte.

Thomas hatte nicht Zeit zu antworten; denn in eben dem Augenblicke lief eine anständig gekleidete Frau herbei, warf sich zu seinen Füßen, nannte ihn ihren Schutzengel und Erretter, und bat den Himmel, allen den Segen über sein Haupt zu schütten, den er verdiente. Es währte noch einige Zeit, ehe seine Eltern den eigentlichen Zusammenhang dieses so sonderbaren Auftritts erfahren konnten; als sie aber am Ende das Geheimniß von der Großmuth ihres Sohnes entdeckten, wurden sie dadurch fast eben so innig gerührt, als die gute Frau selbst, weinten Thränen der Liebe und Freude, und umarmten ihren Sohn, ohne auf die Menge zu achten, von der sie umringt wurden. Sogleich aber faßten sie sich wieder, nahmen von der armen

Frau Abschied, und eilten in ihre Kutsche mit Empfindungen, die sich leichter denken als beschreiben lassen.

Ende des ersten Theils.

500.-
16.12.83

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Day, Thomas, 1748-1789

Geschichte Sandford's und Merton's für Kinder erzählt

Bd.: 1

Leipzig ; Wien (1788)

Paed.pr. 727-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759528-9
VD18 12733830-001